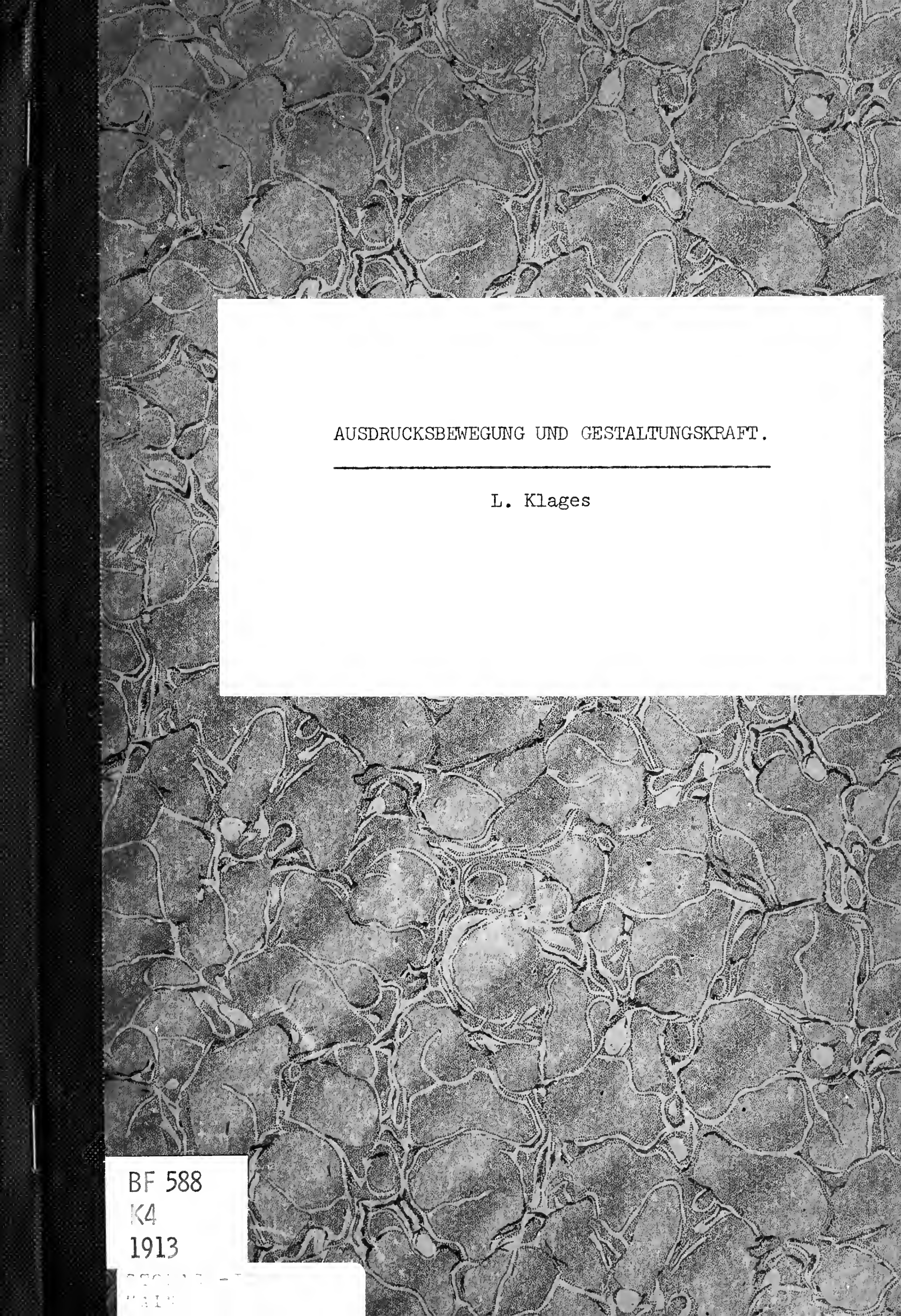


AUSDRUCKSBEWEGUNG UND GESTALTUNGSKRAFT.

L. Klages

AUSDRUCKSBEWEGUNG UND GESTALTUNGSKRAFT

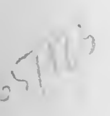
VON

DR. LUDWIG KLAGES

MIT 33 FIGUREN



LEIPZIG UND BERLIN
VERLAG VON WILHELM ENGELMANN
1913



Preis: M. 3.20

AUSDRUCKSBEWEGUNG UND GESTALTUNGSKRAFT

VON

DR. LUDWIG KLAGES

MIT 33 FIGUREN

LEIPZIG UND BERLIN
VERLAG VON WILHELM ENGELMANN
1913

Vorwort.

Wir entsprechen mit nachfolgenden Ausführungen in erster Linie dem Wunsche zahlreicher Hörer und Freunde nach abgerundeter Darstellung allein des Grundsätzlichen in unserer Ausdruckslehre, das in den Einzelarbeiten fast fünfzehnjähriger Befassung mit dem Gegenstande verstreut liegt, und nehmen auf Sonderfragen der Psychologie der Handschrift nur insoweit Bezug, als erforderlich, um die abstrakten Gesetze an einem unvergleichlichen Anschauungsstoff zu versinnlichen. Wir bringen aber weiter zum erstenmal ein Problem zur Sprache, das jede Wissenschaft von den Erscheinungsformen des Lebens, also gleicherweise die heute noch berührungslos geschiedenen Disziplinen der Biologie und »Ästhetik« angeht. Vielleicht daß es so gelinge, für die Wissenschaft vom Ausdruck ein allgemeineres Interesse zu wecken und zumal den Fachgenossen die Einlassung auch mit ihrer diagnostischen Ausgestaltung zu empfehlen, welche den Gegenstand unserer größeren Bücher bildet.

München 1913. Der Verfasser.



Inhalt.

V. Kapitel.

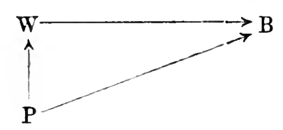
I. Kapitel.

Das Ausdrucksgesetz.

Die übliche Einteilung lebendiger Bewegungen in willkürliche und unwillkürliche hat es verschuldet, daß man von jenen nicht anders wie von diesen redet; und doch bestehen nur die unbewußt verlaufenden für sich, niemals aber die bewußten. Man vermag zu atmen, zu schreiten, das Gesicht im Zorn zu verziehen, völlig ohne davon zu wissen, aber man kann nicht die allerkleinste Bewegung in ihrem ganzen Verlauf überwachen. Es versuchen, hieße sie völlig fesseln und wäre ebenso aussichtslos, als wenn man ohne Aufwand irgend welcher Triebkraft ein Schiff zum Fahren bringen wollte durch bloßes Richten des Steuers. Wie das Schiff zwar mit und ohne Steuer, nicht aber ohne Triebwerk vom Platze kommt, so bedarf auch jede lebendige Bewegung einer treibenden Kraft und diese ist ausnahmslos unwillkürlich, mag in den ungenau schlechtweg willkürlich genannten immerhin zu ihr noch hinzutreten das Steuer des Willens. Darum zeigt jede Handlung Ausdruckszüge und in ihnen die Lebenseinheit des Handelnden. Der Gedanke enthält jedoch gewisse Einsichten in die biologische Funktion des Willens, die nicht Allgemeingut sind, weshalb wir ihn zunächst auf andere Weise verdeutlichen.

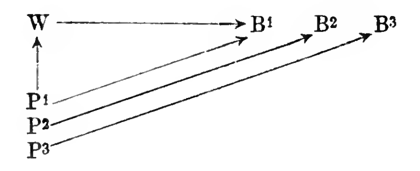
Gäbe es Willensakte für sich, so wüßten wir bald, was sie zu leisten vermögen, was aber nicht. Allein der wohlunterscheidbare Willensakt, vermöge dessen einer den Arm ausstreckt, ist nicht zu trennen von ihm, dem Wollenden. Wenn wir schon in seiner Bewegung ein Wollen erfassen, so ist es unfraglich sein Wollen, nicht Wollen überhaupt und nicht eines anderen. Nur mit Bezug auf gewisse Verhaltungen lebendiger Wesen sprechen wir vom Wollen und nur, daß solche Verhaltungen möglich sind, sagen wir kürzer durch Unterschiebung einer Willenskraft. Dann genügt es aber auch, sich

dieses Umstandes bewußt zu werden, um einzusehen, daß im Tun des Wollenden notwendig zur Erscheinung komme er selbst, seine Lebenseinheit und, sofern er ein geistiges Wesen ist, seine Persönlichkeit. Ingestalt eines Schemas stellt sich das folgendermaßen dar. Eine Bewegung B sei hervorgegangen aus einem Willensakt W, im Willensakt W erscheint die Persönlichkeit P des Wollenden, folglich erscheint sie nicht minder auch in der Bewegung B. Liegen



mit anderen Worten Merkmale vor, die uns erlauben, in einer Bewegung ein Tun zu sehen, so muß sie daneben auch solche zeigen, kraft deren das Tun einen Ausdruck hat, und erfassen wir mittelst jener den Zweck des Wollenden, so mittelst dieser den zwecksetzenden Charakter: *in jeder Willkürbewegung steckt die persönliche Ausdrucksform.*

Eine Konsequenz davon wäre, daß die Bewegungen mit den Charakteren wechseln müßten, wenn der nämliche Willensakt von verschiedenen Personen vollzogen würde. Treten mit der Absicht, den Arm auszustrecken, an die Stelle der Person P die Personen P^1, P^2, P^3, so sollten auch statt der Bewegung B Bewegungen B^1, B^2, B^3 sichtbar werden, die sich von ihr analog unterscheiden wie die Persönlichkeiten untereinander. Ohne uns noch darüber schlüssig zu werden, worin die Analogie zwischen Bewegungen und Charakteren bestehe, dürfen wir den Satz für richtig halten, wofern sich

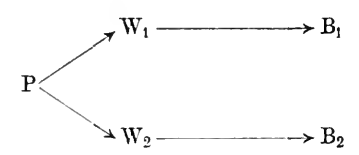


erweist, daß zweckgleiche Bewegungen bei verschiedenen Personen auf *individuell verschiedene Weise* verlaufen. Das aber ist

wirklich der Fall. Gewillt, den Arm auszustrecken, tut es der eine unwillkürlich rasch, der andere langsam, der dritte wuchtig, der vierte zögernd, der fünfte hastig, der sechste umständlich, der siebente gleitend, der achte eckig, der neunte ausfahrend und so fort, ein jeder gemäß der Raschheit, Langsamkeit, Wucht, Gehemmtheit, Hast, Umständlichkeit, Flüssigkeit, Eckigkeit oder Übertriebenheit seiner Bewegungen überhaupt. Noch die einfachste Willkürbewegung nimmt ebensoviele Formen an, als wir Personen herbeiholen, sie auszuführen, und das gesamte Wortinventar aller Sprachen der Erde reicht nicht aus, um alle Sonderfälle, um auch nur einen einzigen erschöpfend zu kennzeichnen. Wir sind dabei nämlich notgedrungen auf Allgemeinbegriffe wie eckig, hastig, umständlich usw. und die stets nur Varietäten begründende Zusammenstellung solcher angewiesen, während in Wahrheit die Eckigkeit, Eile, Reichhaltigkeit jeweils einzig ist, da sie teilnimmt am Gepräge des Ausdrucksganzen, in welchem sie vorkommt. Die »individuelle« wäre ja wörtlich die »unteilbare« Bewegung, d. h. eine solche, in deren Eigenschaften immer schon miterfaßt würde die Totalität ihrer Eigenart: ein Umstand von hoher Bedeutung, auf den wir zurückkommen. Nichts aber bezeugt wohl zwingender, wie klar wir einer ganz persönlichen Note innewerden, als eben das Ungenügen, das wir so lebhaft bei dem Versuch empfinden, sie abzuschildern.

Wie jedoch wissen wir, ließe sich fragen, ob die Eckigkeit, Umständlichkeit, Hast, die wir am Tun etwa des Armausstreckens bemerken, wirklich gerade zu seinem Ausdruck gehöre? Vielleicht hat sich einer den Arm verletzt oder ist körperlich müde und bewegt sich nur darum eckig; ein anderer will unseren Eindruck fälschen und legt absichtlich in seine Bewegungen Wucht hinein. Beide Möglichkeiten berühren zwar nicht unser Schema, das Identität des Willensaktes, also z. B. der Absicht des Armausstreckens bei gleichen Ausführungsbedingungen, für verschiedene Personen voraussetzt; wohingegen, wer den Arm nicht nur einfach ausstrecken, sondern wuchtig ausstrecken will, einen anderen Zweck verfolgt, und wer mit dem Hindernis eines kranken Gliedes zu rechnen hat, dem festgesetzten mit unzu-

reichenden Mitteln nachgeht. Sind aber an die Stelle von W jeweils W_1 und W_2 getreten, so müssen auch die Stelle von B Bewegungen B_1 und B_2 einnehmen, die von der Verschiedenheit nicht mehr der



wollenden Personen, sondern der Willensakte in ein und derselben sprechen. Nur umsomehr indes würde der diagnostische Wert der Bewegungsqualitäten zweifelhaft und es entstände die Frage, wie wir diejenigen ihrer Eigenschaften in Anschlag bringen, die von unbekannten Änderungen des Wollens rühren. Die Antwort lautet: durch Vergleichung der Bewegungen sowohl verschiedener Organe als auch des nämlichen zu verschiedener Zeit. Wer heute ermüdet ist, wird es nicht notwendig auch morgen sein, und wer den Arm geflissentlich wuchtig streckt, teilt damit noch nicht die gleiche Wucht seinen sonstigen Gesten mit, seinem Gange, seiner Haltung, den beweglichen Teilen seines Gesichtes, dem Tonfall und Takt seines Sprechens. In die übrigens vielleicht verhältnismäßige Schlaffheit seiner Ausdruckszüge bricht die Wucht solcher Armbewegung als ein fremder und falscher Ton herein, solcherart Kunde gebend, daß seine Ursprungsstelle in der Willkür des Wollenden und nicht in dessen Charakter liege. Für die Betrachtung der Handschrift, die uns als wichtigstes Beweismittel dienen soll, folgt daraus die Notwendigkeit bisweilen der Heranziehung mehrerer Schriftstücke und innerhalb desselben stets der Vergleichung seiner Teile untereinander. Einer zuerst von MEYER[1] formulierten Regel zufolge, deren Grund sich von selbst ergibt, bleibt die Aufmerksamkeit für die gewünschte Leitung der Schreibfunktionen wacher jeweils am A n f a n g der Abschnitte, Zeilen und Wörter, weshalb die Endzüge ganz allgemein vor den Anfangszügen und wiederum besonders auf der Schlußseite des Skriptums diagnostisch den Vorzug haben. Ein Blick auf Fig. 1 mag uns einen Begriff davon geben, wie die natürlichen Bewegungs-

antriebe in eben dem Maße entfesselt werden, als der Schreibende nach stattgehabter Unterbrechung allmählich wieder in »Zug« gerät.

Die erste Zeile bildet mit der Horizontalen einen Winkel von etwa 6°, die letzte einen solchen von mindestens 10°. In der dritten

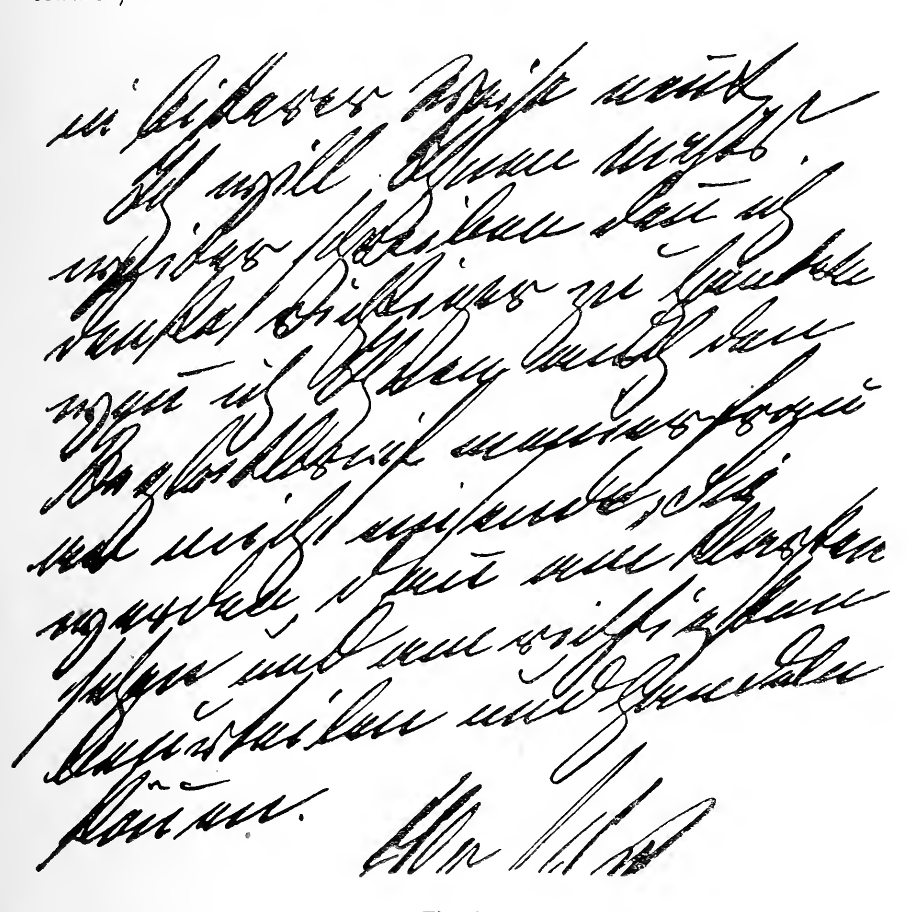


Fig. 1.

ist der i-Punkt über dem Anfangsworte »wieder« vom Grundstrich des i etwa um dessen Länge entfernt, im darauffolgenden Worte »schreiben« schon wesentlich mehr und im Schlußwort »ich« fast um das Doppelte. Gleichsinnige Höhenverschiedenheit zeigen die i-Punkte im Worte »richtiger« Zeile 4 sowie etwas schwächer aus-

geprägt in »richtigsten« Zeile 9. In »Begleitbrief« Zeile 6 steht der erste i-Punkt, der in die Unterlänge des darüber befindlichen h geriet, in der Verlängerungslinie des Grundstrichs, der zweite um eine ganze Buchstabenbreite nach rechts verschoben oder, wie man zu sagen pflegt, »voreilend«; gleichermaßen wächst die Rechtsbewegung mit dem Vorrücken in der Zeile bei den drei i-Punkten der folgenden. Wenn auch naturgemäß nicht ohne Ausnahme, so bleibt das Wachsen der Freizügigkeit mit der Zunahme des »Fließens« der Bewegung doch die Regel, die uns gestattet, an der Hand schon eines einzigen Schriftstückes durch Vergleichung seiner Teile untereinander sowohl die willensmäßigen als auch manche unbewußten Hemmungen auszusondern. Nur durch das intermediäre Eingreifen eines zügelnden Willens erscheinen die von Natur ausgesprochen zentrifugalen Bewegungsantriebe des Schreibers von Fig. 1 vorübergehend eingeschränkt.

Der obige Einwand ruft aber noch ein weiteres Bedenken hervor. Jemand kann durchweg den Eindruck der Entschiedenheit oder Originalität oder Zwanglosigkeit machen wollen und darum zu jeder Zeit und in alle ihm auffälligen Gebärden eine größere Wucht, Gewähltheit, Leichtigkeit hineinlegen, als ihm eigen wäre, wenn er »sich gehen ließe«. Er kann sich üben, nachdrücklich, pretiös, nonchalant oder wie sonst immer aufzutreten und zumal seiner Schrift eine künstliche Festigkeit, Sonderbarkeit oder Zierlichkeit verleihen, die uns, so scheint es, über sein natürliches Ausdrucksgepräge täuschen müßte. Die Frage erhebt sich, ob und wie wir imstande sind, solche unter Mitbeteiligung der Willkür erworbenen Züge zu unterscheiden von den ursprünglichen. — Wir haben den weit über die Grenzen dieser Arbeit hinausreichenden Problemkreis, der damit berührt wird, an anderer Stelle so eingehend erörtert, daß wir uns hier damit begnügen, das prinzipielle Ergebnis zu wiederholen, hinsichtlich der theoretischen und Erfahrungsbelege aber auf die einschlägigen Kapitel unseres Buches verweisen[2]. Wie verschieden erworbene Züge im einzelnen ausfallen mögen, so sind sie doch samt und sonders abermals Ausdrucksträger des Gemeinsamen

in den Bedingungen ihrer Herkunft, und das ist des Wunsches, irgend etwas darzustellen. Verglichen mit der Natürlichkeit der unreflektierten Lebenshaltung haben sie den Charakter des Repräsentativen, der seinerseits wieder zwei verschiedene Seiten bietet, wenn auch in wechselnder Verteilung: die Hervorhebung des Eindrucksvollen und die Regelung des Gesamtgepräges. Da der Wille, wie wir noch sehen werden, seiner Natur nach gewohnt ist, zu wählen und zu ordnen, so überträgt er etwas davon auch unbewußt, ja gegen die Absicht des Eigners auf jede Bemühung nach Gestaltung des Ausdrucks. Es ist bald vorzüglich die größere Abgemessenheit, bald die zu scharfe Betonung von Einzelzügen, einigermaßen aber immer beides, was vom ursprünglichen Ernst den erworbenen, von natürlicher Heiterkeit eine angenommene, von unbewußter Sicherheit die durch Selbsterziehung erlernte unterscheidet. Wir behandeln in der Folge ausschließlich die Gesetze des ursprünglichen Ausdrucks und haben, wie gesagt, nicht die Absicht, die Kriterien zu entwickeln, welche die erworbenen Züge im Einzelfall von ihm zu scheiden erlauben. Wir möchten sie an einem Beispiel aber wenigstens anschaulich machen und dadurch auch denjenigen zur Befassung mit dem Gegenstande einladen, der unserer Forschungsrichtung noch zweifelnd gegenübersteht.

Fassen wir an Fig. 2 zunächst nur die offenbar absichtlichen Verschnörkelungen vor allem der Majuskeln ins Auge, so sehen wir die Darstellungsneigung der Schreiberin jedenfalls auf Fülle und Reichhaltigkeit des Bildes gerichtet. (Man vergleiche vor allem die teilweise aus zwei Stücken zusammengesetzten großkurvigen S.) Damit stimmen durchaus überein die zurzeit vielleicht schon unwillkürlichen, anfänglich aber, wie sich zeigen wird, ebenfalls bewußten Duktuseigenschaften der bauchigen a- und o-Kreise, der teilweise erweiterten Schleifen und einer Zeilenführung, die durch das verwunderliche Mittel der Nachuntenverlängerung gewisser Grundstriche und Schlußzüge der Geradlinigkeit ausweicht. Rechnen wir noch hinzu die mancherlei kleinen Zierstücke zumal am Ende der Wörter, so konvergieren alle Bemühungen auf die Erzeugung des Bildes

einer phantasievollen Mannigfaltigkeit, der jedes strenge Innehalten von Vorschriften verdrießlich sein sollte. Gleichwohl scheint das Gesamtbild von einem starren Gesetz beherrscht, das die Buchstaben u. a. aufgerichtet, ja »zurückgelehnt« hat und ihren übersteilen Neigungswinkel innerhalb eines viel engeren Schwankungsspielraums festhält, als es zwangloser Federführung möglich wäre. Die nach rechts oder leicht nach untenrechts verlängerten Abstriche z. B. in »Sie« Zeile 1, »Ende« Zeile 2, »November« Zeile 2, »vor« Zeile 3, »will« Zeile 4 laufen einander nahezu parallel und die zwar keineswegs genau gesetzten i-Punkte halten doch überraschend sicher

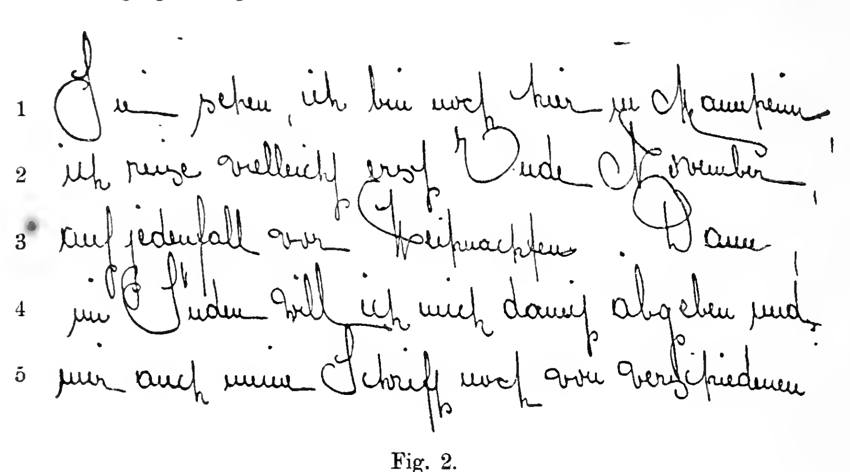


Fig. 2.

einen soweit ähnlichen Höhenabstand inne, daß man sie in der ersten Zeile durch eine fast gerade Linie verbinden könnte. Auch die Neigung zur Bildung ausladender Kurven hat sich erst von den Schnörkeln der Großbuchstaben her eingeschlichen und dabei zwar die a und o sowie die Köpfe der d und g, von den Schleifen der Kurzbuchstaben aber nur noch die l, f, b, nicht mehr dagegen z. B. das h ergriffen, das in seiner schleifenlosen Magerkeit nun nicht recht zum übrigen passen will. Kurz wir sehen, daß Schreiberin, obwohl auf verhältnismäßige Regellosigkeit abzielend, darum nicht weniger dem umgekehrt gerichteten Gesetz alles Wollens, dem Gesetz der Ordnung und Auslese, anheimfiel und ein, ob auch teilweise zier-

liches, so doch aus widersprüchlichen Stücken nur komponiertes Ganze erreichte. Welche Triebe und Gaben dem immer zugrunde liegen, wieweit sie entfernt sind von wirklich überquellender Innerlichkeit, zeigt ein vergleichender Blick auf deren unbewußten Ausdruck in den echt phantasievollen Zügen der Fig. 3.

Auch von der Pastosität der Linien abgesehen ist der Unterschied mehr als nur persönlich, er ist grundsätzlich. Ohne durch Unregelmäßigkeit wesentlich über den Durchschnitt hinauszugehen, schwankt in jedem ihrer Elemente diese Handschrift unablässig — man achte auf Höhe und Weite der Kurzbuchstaben, Druckverteilung, Längenverhältnis, Neigungswinkel, Zeilenführung — wie wenn sie

Fig. 3.

mit allen Formen, Richtungen und Akzenten unberechenbar eine imaginäre Mitte umspielte. Das Gesetz wird eher gesucht als gemieden, allein noch bevor es, gefunden und anerkannt, zur Herrschaft komme, nimmt ein impulsiver Rhythmus es auf und verleiht der Bewegungsführung etwas von der wechselvollen Einförmigkeit des Wellenschlages. In ihm vollendet sich, um es mit eins zu sagen, der Ausdruck einer auch innerlich ungestörten Vitalität, wohingegen der Darstellungswille, im Wesen gesetzlich, stets eine Art der Ordnung gibt: bestenfalls in der Sprache der Sinne, gemeinhin als Stil bezeichnet, weit öfter mit bloßem Anspruch darauf als unverschmolzenen Zwang und Schnörkel. Von der positiven Seite betrachtet ist die Hand-

schrift der Fig. 2 in ihren wichtigsten Stücken darstellend und stilisiert, die der Fig. 3 expressiv und rhythmisch; und was beide Weisen der Bekundung des Inneren hier unterscheidet, das unterscheidet sie grundsätzlich in jedem Federzug, jeder Geste, jedem ausdrucksvollen Mienenspiel, in der Physiognomie der Haltung, des Sprechtons, des gesamten Betragens, endlich bis hinein in die bleibenden Niederschläge menschlichen Tuns, bis in die Hervorbringungen des Handwerks, der Kunst und des Schrifttums. — Allein wir haben zum Teil schon vorgegriffen und wenden uns jetzt wieder unserem Schema zu.

Gesetzt daß wirklich in jeder Willkürbewegung der persönliche Ausdruck stecke, dann sollte nicht minder auch im Erlebnis des Wollens, wenn schon nicht die Persönlichkeit selbst, so doch ein einzigartiges Etwas liegen als Zeichen ihrer lebendigen Gegenwärtigkeit. Wir brauchen nicht weit zu suchen, um auch das zu bestätigen. — Zunächst einmal ist für keinen Menschen die Totalität seines Erlebens in seinem ganzen Leben zweimal genau dieselbe, wie oft er auch identische Willensakte vollziehe. Ich erlebe anderes, wenn ich den Arm ausstrecke, während mich friert, als wenn ich es tue in Überhitztheit, anderes beim Vollzuge des Willensaktes im Zustande des Hungrigseins als der Sattheit, anderes im Hellen als im Dunkeln, am Morgen als am Abend, allein oder unter Menschen. Unablässig wechseln die Nebenumstände, die meinen Willensakt begleiten und von denen ein Reflex auch in mein Bewußtsein fällt als die eigentümliche Stimmungsfarbe des jeweiligen Augenblicks. Dabei aber dürfen wir nicht stehen bleiben. Wenn anders es denkbar sein soll, daß die Erlebnisse ein und desselben Trägers vom Erlebenden aufeinander bezogen werden, so muß durch sie alle ein Gemeinsames gehen, das in jedem wiederkehrt und an welchem ein jedes teilhat. Nur so und auf keine andere Weise wird für den Einzelnen sein Bewußtsein ausschließlich das seinige und trennt sich scharf vom Bewußtseinsspielraum jedes anderen Wesens. Wir erklären zwar nicht, aber beleuchten den Tatbestand noch von anderer Seite, wenn wir der Rolle gedenken, die für das persönliche Daseinsgefühl die Erinnerung spielt. Eine Erinnerung wäre keine Er-

innerung mehr, wenn ihr Inhalt für den sich Erinnernden nicht auf ebendenselben Schauplatz träte, auf den zuvor der erinnerte Eindruck trat. Es wird in jedem Sicherinnern notwendig miterlebt die Einerleiheit nicht sowohl des Ichs als vielmehr des Bewußtseins selbst, sofern es erinnert, wovon übrigens die deutsche Sprache durch Reflexivgebrauch des Verbums Zeugnis gibt. Lassen wir das figürliche Wort »Schauplatz« beiseite, so erscheint die Personalität des Bewußtseins unter anderem als die verborgene Stetigkeit, derzufolge das verflossene Erlebnis hineinwirkt in das gegenwärtige und dieses wiederum in sich birgt das verflossene. Wenn aber einem jeden allein gehört die Reihe bewußter Erinnerungen, auf die er zurückblickt, so auch notwendig der einheitliche Zug seines Innenlebens, der sie in ähnlicher Weise verbindet wie der unsichtbare Boden des Ozeans die über den Wasserspiegel ragenden Inseln. Und wie in deren jeder wirklich der eine und selbe Meeresboden zutage tritt, so auch der eine Lebenshintergrund in der eigenpersönlichen Stimmungsfarbe jedes Wahrnehmens, Urteilens, Fühlens, Strebens oder Wollens.

Bloße Akte, sei es des Erfassens, sei es des Wollens, das sehen wir nun, kommen nicht unvermischt rein im Bewußtsein vor, sondern als investiert in Erlebnisse, so etwa wie unser Begriff der Geraden vorstellbar wird durchaus nur im flächigen Symbol der Linie. Wie solche Linie bald nur ein freihändig gezogener Kreidestrich ist, der in leichtem Schwanken eine Fläche von wechselnder Breite bedeckt, bald von typographischer Schärfe, niemals aber ganz ohne Breitenausdehnung, so nähern sich auch unsere Erlebnisse beliebig den innewohnenden Akten an, ohne jemals mit ihnen eines zu werden. So wenig ferner jemals zwei Linien völlig gleich ausfallen, ebensowenig tun es die Bewußtseinsinhalte, in die sich identische Willensakte kleideten, und ebensowenig die Bewegungen des Körpers, in welche sie ausstrahlen. Den individuell immergleichen Stimmungseinschlag endlich können wir passend dem besonderen Instrument vergleichen, der Kreide, der Feder, dem Griffel, welches allen von ihm gezogenen Linien ein gemeinsames Gepräge gibt, das sie scheidet von den Linien der anderen. —

Es genügt nun aber nicht, jede geistig verankerte Bewegung als expressiv zu erkennen, wir müssen auch den Modus bezeichnen, nach welchem die besondere Bewegungsgestalt den besonderen Seiten, Zuständlichkeiten, Anlagen des Innenlebens zugehört. Um den zu finden, können wir nicht, wie man glaubte tun zu müssen, den Weg der Beobachtung oder gar des künstlichen Versuchs beschreiten, sondern wir sind auf ein unmittelbar zwingendes Gefühl gewiesen, das glücklicherweise von niemandem mißverstanden, darum freilich durchaus noch nicht von jedermann richtig gedeutet wird. Alle Versuche nämlich, die darauf abzielen, zwischen Bewußtseinsinhalten und Vorgängen des Körpers den Zusammenhang wahrzunehmen setzen die Bewußtseinsinhalte auf Grund anderweitiger Wahrnehmungen (z. B. etwa sprachlicher Mitteilung) voraus, die im besten Fall den Richtigkeitswert von Ausdruckstatsachen, niemals einen höheren und weniger mittelbaren besitzen können. Wir mögen theoretisch jeden begründeten Anlaß haben zur Annahme, jemand ärgere sich und er ärgert sich doch nicht; er mag es uns durch seine Worte bestätigen, was nicht ausschließt, daß er uns oder sich selber täusche; und gesetzt auch, er täusche sich nicht, woher wissen wir, ob er mit dem Worte »Ärger« genau, ja auch nur annähernd dasselbe meine wie wir, woher, ob sein Ärger denjenigen Zuständen gleichgesetzt werden dürfe, die wir an uns mit diesem Worte zu bezeichnen uns gewöhnten! Darüber aber müßte ja doch entschieden sein, ehe wir durch Beobachtung den Ausdruck seines Ärgers ermitteln könnten. Offenbar nämlich sollten wir zu dem Behuf auf der einen Seite seinen Ärger, auf der anderen die Bewegungserscheinungen und sonstigen Vorgänge des Körpers ins Auge fassen können, die seinen Ärger begleiten. Da aber dieser überhaupt nicht wahrnehmbar ist, es sei denn in eben den Körpervorgängen, durch die er sich äußert, so leuchtet ein, daß der vermeintlichen Beobachtung in Wirklichkeit nur die Aufgabe zufällt, ein anderweitig schon gewonnenes Wissen zu bestätigen. — Es gäbe in der Tat weder den Begriff noch den Namen des Ärgers, wenn nicht die Erlebnisse des Einzelwesens innerhalb gewisser Grenzen übertragbar wären

auf jedes andere. Nur weil und sofern ich nicht nur den eigenen Ärger erlebe, sondern mehr oder minder den des anderen miterlebe, weiß ich davon und gelange ich durch Abstraktion zum Begriff des Ärgers wie aller sonstigen Begriffe von Innenvorgängen. Das Mittel aber solcher Erlebnisübertragung ist, wenn nicht einzig und allein, so doch für das wache Bewußtsein in erster Linie und vorzüglich die Wahrnehmung des Ausdrucks, daher sich auf ihn jedes weitere Wissen über fremdes Innenleben, nicht aber umgekehrt ein Wissen über ihn auf irgendwelche Beobachtungen gründet.

Wir wickeln hier nicht die schwierige und mit psychologischen Mitteln allein niemals zu entscheidende Frage auf, wie das Miterlebnis zustande komme, da es für unseren Zweck genügt, in ihm den Grund unserer Kenntnisnahme von den Erlebnissen anderer aufzuzeigen. Wenn jemand sich heftig ärgert, so reicht das bloße Wahrnehmen seines Mienenspiels hin, um augenblicklich und ohne daß wir der »Zeichen« als solcher innewürden, den Pulsschlag des nämlichen Gefühls in uns selbst zu erregen, oder, wie mit treffender Wendung die Sprache urteilt, uns in »Mitleidenschaft« zu ziehen. Wir werden »ergriffen« von einer Welle des Gefühls, die in ihm seinen Ursprung nimmt, und kommen zum Urteil über das fremde Erleben durch Vermittelung der Besinnung auf das eigene. Würfe hier jemand ein, wir wüßten doch auch jetzt noch nicht, ob es denn wirklich dieselbe Welle sei, die durch zwei Individuen hindurchrolle und ob nicht vielleicht das eine dieses, das andere jenes fühle, so wäre zu erwidern, daß eine andere als gefühlsmäßige Evidenz für solches Wissen allerdings nicht bestehe, daß es aber kein Mittel gedanklicher Analyse gäbe, um in fremdes Innenleben einzudringen außer auf Grund eben des Glaubens an den Wahrheitsgehalt des Miterlebens. Er steckt in jeder Verständigung der Wesen untereinander und fehlt zumal nicht in der Herkunft der besonderen durch die menschliche Sprache. Der Einwurf wäre also praktisch bedeutungslos und auch der Schatten seiner theoretischen Berechtigung schwände angesichts des Umstandes dahin, daß ja er selbst, dieser Einwurf, indem er mit sprachlichen Mitteln an unser Verständnis

appelliert, irgendwie den Glauben voraussetzt, dessen Evidenz er bestreiten möchte. Übrigens pflegt solcher Zweifel, sofern er einmal auftaucht, in Wirklichkeit nur im Auge zu haben die im engeren Sinne gefühlsmäßigen Miterlebnisse, deren eines auch der Mitärger wäre, keineswegs dagegen einzubegreifen die ungleich primitiveren, auf Grund deren wir z. B. den Tieren die Gabe spontanen Reagierens beimessen oder aus dem Umstande, daß ein Hund den vorgehaltenen Bissen ergreift, den Schluß ziehen, daß er ihn sehe und begehre. Und doch hat solcher Schluß prinzipiell keinen anderen Ursprung, da wir auch fremde Empfindungen nicht empfinden können und sie daher niemals wahrnehmen würden, wenn wir uns nicht zugleich bezogen fänden auf das Miterleben ihres gefühlsmäßigen Ausdrucks. — Es schien uns nicht überflüssig, diese ja bekannten Anschauungen hier kurz zu wiederholen, da sie nach wie vor von manchen Psychologen mit den verschiedensten und zum Teil ganz wunderlichen Gründen umstritten werden, ohne daß freilich irgend einer sie durch Besseres zu ersetzen vermochte[3].

Mit Bezug auf die organische Welt, soweit wir sie als Träger bewußter Impulse denken, können wir dem vorstehend beschriebenen Sachverhalt die Form des Gesetzes geben: der körperliche Ausdruck jedes Bewußtseinszustandes ist so beschaffen, daß sein Bild diesen Zustand wiederhervorrufen kann. Ausdruckstatsachen finden wollen, heißt darum immer nur, sich Rechenschaft geben, auf die Wahrnehmung welcher Züge im Bilde des Seelenausdrucks unser Miterlebnis die Antwort gibt, oder es sich zum Bewußtsein bringen, was denn eigentlich wahrgenommen werde in jenen Fällen, wo uns die Wahrnehmung starke Gefühle zuträgt. Dabei aber sind wir durchaus nicht auf die organische Welt allein gewiesen, sondern es steht uns wenigstens für die allgemeinen Züge zumal der Bewegung, von der wir handeln, die ganze Sinnenwelt offen. Dem ursprünglichen Eindruck zufolge »strebt« auch der durch die Luft geworfene Stein seinem Ziele, »treibt es« den Strom dem Meere zu und scheint uns die Magnetnagel, die nach stattgehabter Ablenkung nicht ruht, bis sie in die Nordsüdlage zurück-

gependelt, von innerem Leben erfüllt zu sein oder einer geheimnisvollen »Anziehung« teilhaft zu werden. Die Raumform selbst, weil durch Linien begrenzt, die wir mit Hilfe innerer Bewegungen erfassen, drückt uns die tätigen oder leidenden Antriebe zu solchen Bewegungen aus[4]. Als wir oben gewisse Unterschiede in der Form des Armausstreckens zu bezeichnen unternahmen, konnten wir nicht umhin, dabei Wörter zu wählen, die, wenn nicht sämtlich, so doch größtenteils den Zustand schon namhaft machten, von dem sie der Ausdruck sind. »Raschheit«, »Langsamkeit« und zur Not noch »Eckigkeit« mögen rein mathematisch verstanden werden, dagegen »Wucht«, »Hast«, »Gehemmtheit«, »Umständlichkeit«, »Übertriebenheit« sind ebenso sehr Namen für Bewußtseinszustände wie es solche für Weisen der Bewegung sind und beschreiben in Wahrheit die Bewegungen durch Angabe der Bewegungscharaktere. Wer Bewegungsgestalten und Raumformen kennzeichnen will, findet sich unversehens in eine Kennzeichnung seelischer Qualitäten verstrickt, weil Formen und Funktionen als Ausdruckserscheinungen erlebt sind, ehe sie als bloße Sachbeziehungen gedacht werden und weil die Sprache Sachbegriffe nur durch Vermittlung der Erlebnisse verlautbart, die ihnen zugrunde liegen. Dieser Punkt ist von höchster Wichtigkeit; denn er erlaubt uns, die Formel des Ausdrucks zu entfalten allein schon vermöge einer Analyse der Namen. Um der grundsätzlichen Seite der Sache willen sei es uns verstattet, hier einen Augenblick zu verweilen bei der psychologischen Bedeutung der Sprache.

Wir haben in unseren Schriften mit tendenziösem Nachdruck eine Methode befürwortet und ausgebaut, die den Griechen geläufig war, von der Scholastik mißbraucht wurde und den Späteren verloren ging, wenn auch die Tatsachen, worauf sie sich stützt, im Bewußtsein der Denker zu wirken fortfuhren und von einzelnen Psychologen nach Gefallen aufgegriffen wurden, um dieser oder jener Behauptung größere Überzeugungskraft zu leihen: wir meinen die Methode des Wörtlichnehmens der Namen. Für jede Selbstbesinnung hat die Sprache die Begriffe vorgeprägt, entweder durch die Wörter selbst oder indem sie durch sie die Richtung angab, in

der eine nachgeschaffene Terminologie sich bewegen werde. Während man aber in der Bildung der Begriffe von ihr sich führen läßt, nicht bezweifelnd, daß es z. B. »Verstand«, »Gefühl« und »Wille« gäbe, weil es sie in der Sprache gibt, unbedenklich die Einteilung weiter Gebiete darauf gründet und mit ganzen Philosophiesystemen bisweilen nur den — Sprachbau deutet, so pflegt man an den Fingerzeigen vorbeizusehen, welche die Worte als Worte geben und ohne Not zu verzichten auf den Erkenntnisgewinn des Eindringens in die sprachschöpferischen Akte. Wir wiederholen hier nicht die Gründe für Wesen und Wert einer Methode, die wir schon anderweitig hinreichend dargestellt[5], nur einige Beispiele wollen wir bringen für die wahrhaft erleuchtende Kraft einer Betrachtung der Namen.

Durch Hinweise vieler ist es dem heutigen Psychologen geläufig geworden, was für die Analyse der sogenannten Apperzeption der Name »Gegenstand« leiste. Wörtlich ein Etwas bezeichnend, das einer Bewegung entgegensteht — ja sich ihr in den Weg wirft, wofern wir das lateinische »objectum« heranziehen, dem ursprünglich ein deutsches »Gegenwurf« entsprach — macht es mit bewunderungswürdiger Schärfe das Erlebnis bewußt, auf dem jeder Tatsachenglaube ruht. Ähnliches leistet, obschon bereits minder beachtet, das Wort »Vorstellung«: in seiner eigentlichen Bedeutung noch heute verwendet, wenn wir eine Person einer anderen »vorstellen« oder das Schaustück im Theater ebenfalls »Vorstellung« nennen, mit ihr aber herrschend im älteren Sprachgebrauch, wo es besagen will, daß man jemandem etwas vorlege, damit er die Wahl treffe. Auf die Wörtlichkeit des Sinnes gestützt hätte man niemals im »Sichetwasvorstellen« die geistige Tätigkeit übersehen können, welche wählt und zugreift, und wäre der hartnäckig immer noch beharrenden Verwechselung entgangen des Vorstellens mit dem bloß passiven Aufnehmen schlechtweg erscheinender Bilder im Zustande des Phantasierens und des Träumens. Noch tiefer endlich in die Prozesse der Gegenstandsbildung und die Wirklichkeitsnatur der Tatsache, bisher aber, soviel wir wissen, überhaupt nicht beachtet, führt die Analyse des Wortes »Gegenwart«, bzw. des älteren Adjek-

tivs »gegenwärtig«, das von »gegenwärts« herkommt und zunächst nur ein räumlich Entgegengerichtetes bezeichnet. Auch für uns tritt die zeitliche Beziehung zurück und die ursprüngliche Identität von »Gegenwart« mit »Anwesenheit« wieder hervor im Verbum »vergegenwärtigen«, sowie wenn wir von jemandes »Gegenwart« sprechen. Wir wüßten an aufschlußgebender Bedeutung nun weniges der Begriffsentwicklung zu vergleichen, derzufolge das Hiersein einer Tatsache verwendet wird, um den Jetztpunkt der Zeit zu bezeichnen, wenn wir auch in diesem Zusammenhange davon abstehen müssen, deren bis in die Tiefen unseres Erlebens reichende Wurzeln auszugraben. — Um auf eine andere Gruppe von Beispielen überzugehen, so gibt die ganze Theorie der Gedächtnisspuren nicht viel mehr als eine Paraphrase zum figürlichen Gehalt der Wörter »Eindruck«, »einprägen« und »ins Gedächtnis rufen«. Während man sich deren Anregungen nutzbar machte — mit wieviel Glück bleibe dahingestellt — ließ man dagegen unverwertet die, wie uns scheinen will, noch wichtigeren des Wortes »einbilden«, welches Herkunft und Grundbedeutung unverkennbar zutage trägt. Wir treten mit ihm auf den Boden eines Erlebens, von dem wir die unmittelbare Kenntnis zu verlieren im Begriffe stehen. Vom bildmäßigen Vergegenwärtigen des Geschehens, das damals den Platz unseres »Vorstellens« innehatte — noch bei Lessing lesen wir »bildet euch meinen Schrecken ein« statt »stellt ihn euch vor« — gingen für ein primitiveres Bewußtsein so ungemein starke Wirkungen aus, daß es den Bildern die Realität von Körpern beimaß, die gleich den Keimen einer ansteckenden Krankheit von Person auf Person übertragbar seien. Nun glauben wir zwar kaum noch an herumschwebende *εἴδωλα*, an die Macht des Bildzaubers, die Magie des Spiegels, die tanzerzeugende Wirkung des Tarantelstichs, vielleicht auch nicht mehr an das »Versehen« der Schwangeren, allein die Tatsachen der Suggestion, der traumatischen Neurosen und zahlreicher anderer als pathologisch gewerteter Erscheinungen könnten uns dennoch veranlassen, bei dem Verbum »einbilden« Rats zu erholen und uns zu befreunden mit dem darinliegenden Gedanken an unbewußte Äquivalente und schlecht-

weg organische Funktionen eben der »Bilder«. Zu wieviel noch weitergehenden Erwägungen über Automatismen und Instinkte dieses schon Anlaß gäbe, so lockt uns endlich mit der Verheißung neuer Aufschlüsse über die Natur des Selbstgefühls der immer kräftiger hervortretende Gebrauch des Partizips »eingebildet« für die Lebenshaltung des sich gutgläubig Überschätzenden. — Endlich sei noch erwähnt, was man heute nicht laut genug kann vernehmlich machen, daß mit den Wörtern »Pathos«, »Passion« und »Leidenschaft« die Urteilsrichtungen dreier Sprachen zusammenstrahlend auf den Umstand weisen, es sei in Zuständen starker Gefühle das Ich passiv und Wirkungen nicht etwa ausübend, sondern empfangend.

Mehr noch als die Psychologie im allgemeinen findet nun zumal die Ausdruckslehre ihr bestes Beweismaterial in der Sprache. Wenn diese, wie wir betonten, Figuren und Vorgänge nicht zu bezeichnen pflegt, ohne ihre Charaktere mitzubezeichnen, so erläutert sie im selben Akte psychische Charaktere durch Gestalt und Kinetik ihres möglichen Ausdrucks. »Von zahllosen subtil unterschiedenen Zuständen läßt sie uns wissen, welches ihre Art des sinnlichen Daseins wäre, wofern sie sich verwandeln könnten in Körper, Formen, Farben, Vorgänge, Temperaturen oder Gerüche. Sie sagt uns, daß falls es anginge, innere »Weichheit« z. B. als ein Weiches, »Schwermut« als ein Schweres, »Trübsinn« als ein Trübes, »Kälte« als ein Kaltes, »Bitterkeit« als ein Bitteres in die Erscheinung träte, und sie wählt diese Formen ihrer möglichen Erscheinungsweisen, um die Zustände für uns festzuhalten[6].« Indem sie aber solcherart die inneren Vorgänge nach möglichen Erscheinungsweisen bezeichnet, kann es nicht fehlen, daß sie auch Züge nennt ihres wirklichen Ausdrucks. »Wer heiße Liebe im Herzen trägt, wird darum zwar schwerlich eine Erhöhung, wer ein kühles Benehmen zeigt noch keine Erniedrigung der Temperatur seines Körpers erfahren, und gar daß zwei Personen miteinander im »Einklang« seien, wurde noch niemals als Akkord vernommen: denn der Leib ist mehr und anderes als eine Folie des Geistes und dieser umgekehrt kein solcher Praxiteles, daß er jenen zum wandelbaren Sinnbild seiner Stimmungen schüfe.

Wohl aber wird z. B. der von einer Gemütsbewegung Ergriffene (da auch der Körper ein beständig Bewegtes ist) unfehlbar wirklich zu Bewegungen mindestens tendieren müssen, wofern wir nicht glauben sollen, daß sämtliche Urteile über tatsächlich außer uns vorhandene Seelenvorgänge falsch sind.« Wir haben damit sofort den Punkt erreicht, wo es uns möglich wird, das Gesetz des Bewegungsausdrucks näher zu kennzeichnen und zwar am Beispiel etwa des Wortes »Gemütsbewegung«.

Wir lassen die Selbstverständlichkeit beiseite, daß es keinen Sinn habe, unser Gemüt als räumlich bewegt zu denken; aber wir erinnern uns, daß wir die sehr verschiedenartigen Gefühle, für die der Name Gemütsbewegung gilt, u. a. stets auch als innere Bewegungen erleben, welcher Zug denn die Brücke bildet zwischen ihnen und den Bewegungen der Dinge. Wir treten hier nicht in die vollständige Beschreibung der »inneren Bewegung« ein, da es schon hinreicht, das eine festzuhalten: sie sei jedenfalls der erlebte Antrieb zur Ausführung eben derjenigen Bewegungen des Körpers, die uns den Eindruck des psychisch Bewegten machen. Wir erleben mit anderen Worten in heftigen Regungen z. B. des Hoffens, Wünschens, Fürchtens, Erwartens, Sichfreuens usw. jeweils charakteristische Bewegungsantriebe, und eben diese setzen sich nach Maßgabe des freien Waltens jener Gefühle in genau entsprechende Bewegungen des Körpers um. Nur weil und sofern den Erlebnissen selbst schon die Neigung innewohnt, sich in gegenständlichen Bewegungen zu offenbaren, kann die Sprache sie namhaft machen durch die Bewegungsgestalten ihres Ausdrucks. Mit dem Wachsen einer Gemütsbewegung wächst bei zwanglosem Sichgehenlassen auch die Stärke, Fülle und Häufigkeit gewisser Bewegungen des Körpers, mit ihrem Hinschwinden umgekehrt in Zuständen sorglosen Träumens, wunschloser Befriedigung, stiller Beschaulichkeit tritt auch für ihn jene relative Ruhe ein, welche die Sprache nach ihrem Ausdrucksgehalt eine Ruhe des Gemütes nennt. Was wir aber hier für die Intensitäten entwickeln, die ja selbst nur eine Form des Qualitativen sind, das gilt allgemein: zu jeder inneren gehört die als gleichartig



erlebbare Bewegung des Körpers oder, kürzer gefaßt: jeder inneren entspricht die ihr analoge Bewegung des Körpers.

Nach der gewöhnlichen Ansicht hängt der Ausdruck schlechtweg von Gefühlen ab, und bei Gefühlen wiederum pflegen manche Psychologen an den Gegensatz von sogenannter Lust und Unlust zu denken. Da wir nun »Lust« im Sinne dieser (sicher unfruchtbaren) Theorie aus den denkbar verschiedensten Anlässen fühlen als etwa der Befriedigung über einen Erfolg, der frohen Erwartung eines Festes, des Glücklichseins über erwiderte Liebe, des Genusses an einer angenehmen Geschmacksempfindung, der Begeisterung an großer Tat, des grausamen Vergnügens am Schmerzbereiten, der Freude an der Natur, so müßte für so verschiedene Zustände der Ausdruck derselbe sein oder mindestens ein durchgehend Gemeinsames zeigen[7]. Allein wir unterscheiden, ohne den Anlaß zu kennen, mit einem Blick die Schadenfreude von der Begeisterung, das seelische Glücklichsein vom sinnlichen Behagen, die Erwartung von der Befriedigung! Und auch vom jeweils unfraglich besonderen Stimmungston der genannten Gefühle führt keine Brücke zur Mimik, die ihn vermittelt; ja beim Versuch, ihn zu fassen und abzugrenzen, greifen wir unversehens zu jenen sinnlichen Bildern, die ihn unter anderem als eine Form der Bewegtheit kennzeichnen! Der Stimmungston ist in Wahrheit der rein qualitative Exponent unseres Erlebens, den wir mit garnichts vergleichen könnten, nicht einmal mit ähnlichen Stimmungstönen, wenn er für sich bestände und nicht vielmehr untrennbar verbunden wäre mit einer von Fall zu Fall eigentümlichen Weise des inneren Bewegtseins. Diese erst schlägt von Gefühl zu Gefühl die Brücke und trägt die Gefühle der einen Person auf die andere über, indem sie in körperlichen Bewegungen sichtbar wird. Auf Grund der inneren Erfahrung nehmen wir unmittelbar Kenntnis davon, daß jedes Gefühl zwei wohl unterscheidbare Seiten hat, die wir weder zusammenwerfen noch auseinanderreißen dürfen: den Stimmungston und die spezifische Bewegtheit[8]. Nennen wir sie Triebe für die animalische, Wünsche für die geistige Schicht des Erlebens, so können wir sagen, daß nicht Gefühle als

solche den Ausdruck bestimmen, sondern Strebungen und Triebe.

Nun gibt es kein menschliches Erlebnis, das nicht auch Gefühl und somit triebhafte oder wünschende Strebung wäre. Triebhafte Impulse liegen in jeder Empfindung, wunschfähige Strebungen in jedem Aufmerken, Wahrnehmen, Urteilen, Denken. Jedes Erlebnis ist innere Bewegung und strahlt darum in Bewegungen auch des Körpers aus, das Denken so gut wie das Fühlen und Empfinden. Es hat darum gar nichts Verwunderliches, wenn ein empfänglicher Betrachter jemandem seine Gedanken ansieht oder mindestens auch für deren Richtung aus seiner »Stimmung« zutreffende Schlüsse zieht, und es sei hervorgehoben, daß die charakterologische Deutung des Ausdrucks neben Triebfedern und Temperamentseigenschaften auch die Fähigkeiten des Intellekts erfaßt.

Für das Verständnis der entwickelten Ausdrucksformel halten wir fest daran, daß sie unmittelbar nur den Übergang einer Strebung in die genau analoge Funktion betreffe. Es entspräche darnach dem Streben schlechtweg die Zentrifugalität, dem Widerstreben die Rückläufigkeit der Bewegung; dem inneren Fortschreiten der Bewegungsabfluß, dem Beharren der Bewegungsstillestand, den Widerstands-, Hemmungs- und Spannungsgefühlen jede Funktionsgestaltung, die als gegen physische Widerstände gerichtet befähigt wäre, gesteigerte Kontaktempfindungen wachzurufen. (Man denke etwa an das Ballen der Fäuste!) Um für die weit überwiegende Mehrzahl seelischer Zustände den zugehörigen Ausdruck zu finden, hätten wir dagegen erst auszuforschen, was sie als Formen der inneren Tätigkeit oder als Weisen des Strebens wären. Allein auch dieses nicht immer ganz leichte Unternehmen bleibt uns für gewöhnlich erspart. Wie nämlich schon angedeutet, hat die Sprache von den Grundformen des Erlebens mit Vorliebe ihren Tätigkeitscharakter oder vielmehr bereits die Bewegungen bezeichnet, die ihn zum Ausdruck bringen. »Die Analyse wird daher nicht selten in einer Untersuchung nur der Namen bestehen und der Erfolg hängt wesentlich ab von unserer Fertigkeit im — Zeichenlesen. Mag solches Wortspiel erlaubt sein,

um einen scheinbaren und doch nicht ganz nur scheinbaren Zirkel anzudeuten! Auch die Namen sind Zeichen, deren »Zweck« nur zu oft uns ihren »Sinn« verschüttet. Wer etwa »hingerissen« zu sein bekundet, denkt dabei schwerlich an die damit ausgesprochene Bewegung: was er vorstellt, pflegt vielmehr meist nur der Name, was er fühlt, die an sich unvorstellbare »Bedeutung« des Namens zu sein. Und wenn er mit der als einer allzu landläufigen Sache nicht mehr zufrieden nach dem tieferen »Sinn« zu forschen sich anschickt, so pflegt er ihn nicht so nahe zu suchen als in der offenbarenden Wörtlichkeit des Namens.« Und doch genügt es, für diese wach zu werden, um in den Kern des Erlebens einzudringen und seinen Ausdruck in Händen zu halten. Die nachfolgenden Beispiele verdeutlichen zugleich das Ausdrucksgesetz.

Indem das Wort »Hingerissensein« eine vehemente Bewegung nennt, die nicht spontan erfolgt, sondern auf einen Zug von außen, schildert es psychisch ein ausgesprochen passives Streben, wozu nur noch hinzuzufügen, daß sich ihm die Person überläßt. Der Bewegung aber, an der das erläutert wird, gleicht genau eine der Liebeshinreißung eigentümliche Gebärde, die zugleich Geste ist, jedoch eine vom Ausdruck getragene, nämlich der aus leidenschaftlicher Wallung geschehende Kniefall vor einer geliebten Person. Hier nähert sich wirklich als gleichsam gezogen oder »hingerissen« ein Körper dem anderen, mit dem Niedersinken auch noch raumsymbolisch zu erkennen gebend, daß er sich einer fremden Macht überliefere. — Den inneren Druck im Zustand des Kummers verlautbart die Sprache mit expressiven Bildern von überzeugender Kraft, wenn sie vom Bekümmerten urteilt, er fühle sich »niedergeschlagen«, sei »sorgenbeladen«, der Kummer »laste« auf ihm, und gibt damit die wichtigsten Eigenschaften jener typischen Kummerhaltung, die der Unbeteiligte »kopfhängerisch« taufte. — Von der Redewendung, daß ihm jemand »geneigt« sei, pflegt wohl niemand mehr den Ursinn mitzudenken: die vorgeneigte Körperhaltung des freundlich Gestimmten. Aus einer abgestuften Reihe von Verknüpfungsbildern wie »zugeneigt«, »verbindlich«, »entgegenkommend« er-

fahren wir, was die Selbstbesinnung nur tastend erkundet hätte, daß in jeder Billigung und Bejahung ein Streben nach Vereinigung liege, und finden die umgekehrte Richtung der Verneinung bestätigt durch den Gegensinn der Wörter »abgeneigt«, »zurückhaltend«, »ablehnend«. — Man erwäge, für wie zart abgestufte Erlebnisunterschiede den Ausdruck malen die Wörter »bewegt«, »erregt«, »aufgeregt«, »erschüttert«, »gerührt« oder »gefesselt«, »gepackt«,» überwältigt« oder »gespannt«, »zerstreut«, »zusammengenommen«. Man halte sich den nicht ganz leicht zerlegbaren Zustand des Zweifelns vor oder den ihm verwandten der Unschlüssigkeit und forsche, ob man seine Bewegungsgestalt genauer kennzeichnen könne als es die Sprache tut, wenn sie den Unschlüssigen einen »Schwankenden« nennt! — Wir sehen also, daß es kaum ein begrifflich faßbares Erlebnis gibt, von dem die Sprache nicht auch die triebhafte Komponente durch Bewegungsfiguren bezeichnet hätte, und diese Figuren sind sein wirklicher Ausdruck oder doch dessen von Schranken des Körpers freies Vergrößerungsbild.

II. Kapitel.

Affekt, »Instinkt« und Wille.

Wenn wir jetzt nach womöglich meßbaren Tatsachen Umschau halten, die das Gesetz bestätigen könnten, so versteht es sich, daß wir nicht Person mit Person, sondern nur Zustand mit Zustand vergleichen dürfen und unter den Zuständen solche wählen, in denen das Moment des trieb- oder wunschhaften Strebens vorherrscht. Das aber sind die Affekte, wir dürften hinzufügen oder die Gemütsbewegungen, würde bei diesen nicht gemeinhin nur an eine qualitativ bestimmte Gruppe gewissermaßen »höherer« Affekte gedacht. Wir wollen sehen, ob solche Unterscheidung zurecht besteht.

Bei einem Terminus, der dem gewöhnlichen Sprachgebrauch wenn nicht fremd, so doch wenig geläufig ist und in der Forschung mit den jeweiligen Theorien schwankt, können wir nicht angeben, was er bedeuten müsse, wohl aber auf Grund seiner besteingebürgerten Verwendung vorschlagen, was er bedeuten solle. Zunächst einmal darin wenigstens stimmen nun die meisten Psychologen heute überein, daß Affekt wie Gemütsbewegung als jedenfalls rasch vorübergehende Prozesse zu unterscheiden seien von Leidenschaft oder Passion, worin die einen mehr andauernde Zuständlichkeiten, die anderen richtiger dispositionelle Gegenstandsbeziehungen eines Gefühlslebens erblicken, das überdies noch heftig und tief zu nennen wäre. Dagegen läßt die neuere Literatur kaum irgendwelchen Unterschied erkennen zwischen »affektiv« und »emotionell«, und wir sehen denn selbst in derlei gelehrten Kategorien noch den gleichen sprachbildenden Instinkt am Werke, der die »Gemütsbewegung« entstehen ließ. »Emotion« heißt übertragen ja etwa »Erschütterung«, legt also auf die innere Bewegung den Nachdruck und läßt zugleich durchblicken, daß sie das Individuum überkomme, wohingegen »Affekt« wiederum dieses letztere betonend zumal an die Störung erinnert,

der das psychische System wie durch fremden Eingriff anheimfällt. Man sollte meinen, hier gäbe es keine Schwierigkeiten und sie beständen auch wirklich nicht ohne den, wie es scheint, nicht endenwollenden Streit über das Wesen der »Gefühle«.

Teils ist es der hergebrachte Glaube an ihre Aufteilbarkeit nach Lust- und Unlustgraden, teils umgekehrt die völlig zutreffende Einsicht in ihre geistige Natur und Ichbeziehung, was zahlreiche Forscher veranlaßt hat, sie entweder ganz oder teilweise von den Affekten zu trennen. Hinzukommt endlich noch die mehr erlebte als deutlich durchdachte Neigung, Affekte auch den Tieren, eigentliche Gefühle aber nur den Menschen beizumessen, um die Kluft zu vertiefen. Allein die Verlegenheit beginnt schon bei der Frage, welche benennbaren Zustände denn nun unter die »Affekte«, dagegen nicht mehr unter die »Gefühle« fallen. Da sollen in erster Linie Freude, Zorn und Schreck Affekte sein. Aber liegt nicht schon ein schwacher Grad von Freude in der Stimmung der Zufriedenheit, beginnt nicht der Zorn bereits in den Gefühlen des Unwillens und des Ärgers, steckt umgekehrt im Schrecken nicht auch Furcht und geht nicht diese wiederum durch einen Zusatz von Unbestimmtheit in die auch dem Tiere eigene ängstliche Erregung über, der wir wenigstens beim Menschen nur mit gewaltsamer Verkennung des natürlichen Sprachgebrauchs den Namen des Gefühls verweigern würden! Die Verlegenheit wächst und führt nicht selten zum Eingeständnis des Unvermögens mit dem Versuch, auf der Grundlage derartiger Anschauungen den Affekt zu definieren. Nach einigen z. B. soll Affektivität auf der Ergriffenheit des *ganzen* psychischen Systems beruhen aber es gibt keinen Bewußtseinsinhalt irgendwelcher Art, der nicht das ganze psychische System ergreifen könnte. Archimedes war in das Nachdenken über ein Problem so sehr »vertieft«, daß er nichts von dem Fall der Festung bemerkte, wo er sich aufhielt, und vielleicht auch den Todesstreich zu fühlen keine Zeit hatte, der ihn zu Boden streckte; und gleichermaßen können wir völlig »aufgehen« im Betrachten eines Bildes, im Genuß einer Speise, im Schmieden eines Planes. Andere Naturwissenschaftler glauben der Sache bei-

zukommen, wenn sie unter Verzicht auf die innere Charakteristik die Affekte bestimmen nach den Eigenschaften ihrer Äußerung, nicht bedenkend, daß man schon die genaueste Kenntnis eines Zustandes haben müsse, für den man körperliche Unterscheidungsmerkmale angibt. Wir sprechen nicht die zahlreichen Ansichten durch, sondern skizzieren diejenige, die sich uns seit Jahren bewährte, und welche, wenn wir nicht irren, allen Zweifeln begegnet.

Der Gefühlston eines Erlebens wird in dem Maße Affekt, als seine Bewegungsart vorherrscht und seine Qualität zurücktritt, dagegen »Stimmung« im gerade umgekehrten Falle. Die Gefühle des Hoffens, Fürchtens, Zweifelns, Bewunderns, Verehrens, Liebens, Hassens, Verachtens, Neidens, Sorgens, Staunens, Bereuens, Mitleidens, Zürnens, Argwöhnens, Stolzseins, Drohens, Triumphierens und wie viele ihrer sonst die Sprache unterscheidet, gehen sämtlich in Affekte über durch Zunahme der Intensität ihres jeweiligen Strebens, und sie verwandeln sich vielmehr in öfter zugleich länger anhaltende »Stimmungen« durch Vorherrschaft ihrer Farbe. Es gibt so gut eine Stimmung der Sorge, Verehrungsbereitschaft, Feindlichkeit wie andrerseits den Affekt der Furcht, des Grams, der Adoration, der Wut, der gespannten Erwartung, und stets kennzeichnet diesen (die positive oder negative) H e f t i g k e i t des Strebens, jene die T i e f e ihrer Qualität oder Farbe. Einzig durch Weckung schlummernder Impulse wird aus der Stimmung des sanften Behagens der Affekt einer ausgelassenen Freude, aus linder Trauer lähmender Kummer, aus stiller Sehnsucht brennendes Verlangen. Weder sind die Affekte eine eigene Kategorie von inneren Zuständen noch auch von den Gefühlen schlechtweg intensitätsverschieden, sondern darum handelt es sich, daß deren eine Seite, das qualitative Moment, verhältnismäßig zurücktrete gegen die andere, das triebhafte oder wünschende Streben. Geschieht das nun bei solchen Gefühlen — und es geschieht bei ihnen am häufigsten —, die wie Ärger, Vergnügtheit, Eigensinn schon an und für sich nur wenig Farbe haben, so erscheint der Affekt bei noch soviel Heftigkeit relativ »flach« und leer, wohingegen wiederum farbensatte als zugleich schwerer beweglich bei aller

Tiefe oft »still« und affektlos bleiben. Aber auch diese können in Zug geraten und die Seele mit der Kraft eines Sturmes durchwühlen, da wir denn am ehesten von »leidenschaftlichen« Ausbrüchen sprechen. — Ohne Schwierigkeit begreifen wir ferner, auf was die Vermutung hinauswolle, es gäbe »niedere« und »höhere« Affekte oder bloß animalische und eigentliche Gemütsbewegungen. In jenen nehmen die Triebe, in diesen Wünsche Affektform an oder, anders gesagt, es setzen allein die »höheren« Wallungen die nur menschliche Gabe voraus, Vorstellungen bilden zu können und davon ähnlich erregt zu werden wie von Sinneseindrücken. Allen Affekten aber gemeinsam ist das Übergewicht der Bewegungsformen, und wir brauchen daher auf ihre Tiefe und Flachheit sowie auf die geistige Höhenstufe keine Rücksicht zu nehmen, wenn wir prüfen wollen, ob sich an ihnen die Entsprechung bewähre, die das Ausdrucksgesetz zwischen den Arten des Strebens und den Funktionen des Körpers fordert. Wir wählen als Beispiel Freude und Zorn.

Stellen wir Freude und Zorn den niederschlagenden Affekten der Sorge, des Kummers, der Trauer zur Seite, so sehen wir, daß sie beide ein erhöhtes Bewegtsein in sich schließen und darum gleichermaßen zur Steigerung auch der körperlichen Bewegungsantriebe führen sollten. In zwanglosem Zustande müßten sich unter dem Einfluß beider Affekte die Bewegungen an Zahl vermehren und sollte jede einzelne, ob sie gewollt ist oder unwillkürlich, intensiver ausfallen, also größer, wuchtiger, eiliger als gewöhnlich. Daß es sich tatsächlich so verhalte, fänden wir schon durch die Wahrnehmung vergnügter oder zorniger Personen bestätigt und sehen es vollends außer Zweifel gestellt durch Vergleichung von Schriftdokumenten, welche dieselbe Person in Zuständen der Freude und des Zorns erzeugt. Fig. 4 gibt das Durchschnittsbild der Handschrift einer unverheirateten Frau aus dem Volke, der man in der Hypnose zunächst einflößte, sie befinde sich bei Gelegenheit einer Reise nach Italien im Angesichte des Golfes von Neapel, der Himmel sei dunkelblau, die Luft voller Wohlgerüche, ihr bester Freund in der Nähe. In tieffreudiger Erregung warf sie, aufgefordert irgend-

etwas zu schreiben, auf das bereitliegende Papier die Worte hin: »Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt. Das Herrlichste, das Schönste, was ich je erlebt und gesehen, war hier. Ich könnte weinen vor Seligkeit«. Drei Zeilen davon zeigt Fig. 5. Von derselben ist Fig. 6 geschrieben unter dem Druck

Fig. 4.

der Suggestion, daß jemand auf der Straße in unehrerbietiger Weise sie anrede, daß es ein Mann von sehr gewöhnlichem Äußern sei und daß er sich durch ihre Abweisung nicht vertreiben lasse. In sichtlichem Zorn ergriff sie die Feder, um ihren Unwillen zu äußern und gegen den Zudringlichen Hilfe zu erbitten. Verglichen mit der

Fig. 5.

Durchschnittsschrift lassen beide Affektschriftproben erkennen: absolute Höhenvergrößerung der Kurzbuchstaben — Zunahme der Weite — vermehrte Abduktivität, bemerklich zumal an den durchweg höher gesetzten i-Punkten. So sehr beide Affekte durch den Unterschied von »Lust« und »Unlust« kontrastieren, zeigen sie doch gemeinsame Ausdruckszüge und können bei krankhaft herabgesetzten

Hemmungen sogar ineinander übergehen zufolge offenbar ihrer Ähnlichkeit im Tempo und ihrer beiderseitigen Expansivität.

Halten wir jetzt ihre Impulsformen nebeneinander, so entgeht uns nicht das Leichte, Anstrengungslose, »Beflügelte« in denen der Freude, das Angespannte, Stoßende, gleichsam Ringende in denen des Zornes, und demgemäß neigt jene zur Hervorbringung glatter, fließender, wohlkoordinierter Körperbewegungen, wohingegen dieser in unregelmäßigen Stößen hervorbricht von noch dazu ausgesprochenem Spannungscharakter. Ein Blick auf die beiden Affektschriftproben bestätigt die Richtigkeit dieser Erwägung. Fig. 5 zeigt, wenn nicht rhythmische, so doch gefällige Verteilung der Schriftmassen, eine,

Fig. 6.

ob auch geringfügige, Neigung zur Ausweitung der Schleifen, etwas fließendere Federführung als in der Normalschriftprobe, schwungvolle Vergrößerung der Anfangsmajuskel und — am Breitenunterschied von Grund- und Haarstrich kenntlich — nur unbedeutende Steigerung des Reibungsdruckes. Dieser letztere, eines der wichtigsten Spannungssymptome, hat dagegen ganz erheblich zugenommen in Fig. 6, wie aus den wuchtigen Grundstrichen auch ohne »Schriftwage« ersichtlich, während gleichzeitig die Gesamtführung jegliche Glätte verlor und den stoßweise einsetzenden Pulsationen gemäß in unregelmäßiges Schwanken geriet. Die häufigen Verschreibungen vervollständigen das Bild im Sinne des Ausdrucks der »Irritiertheit«. — Beispiele, die wenigstens für gehobene Stimmung das Ausgeführte in ver-

größertem Maßstabe zeigen, findet man hie und da in psychiatrischen Lehrbüchern gelegentlich der Schilderung des manisch-depressiven Irreseins, besonders aber in MEYERS »wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie«, wo gut ausgewählte Proben des manischen Stadiums mit solchen vom gleichen Schreiber aus der gesunden Zeit beieinander stehen. — Für die weitere Analyse gerade dieser beiden Affekte müssen wir auf Schriftparallelen verzichten, finden aber dafür anderweitige Bestätigungen von unmißverständlicher Eindeutigkeit.

Um eine affektive Strebung genau zu beschreiben, genügt nämlich nicht der Hinweis auf so allgemeine Eigenschaften wie Stärke, Spannungsgrad, Leichtigkeit oder Gehemmtheit ihres Ablaufs, sondern es muß hinzukommen die Charakteristik ihrer Richtung nach Maßgabe eines ihr unterzulegenden Zieles. Es wird manchen vielleicht überraschen, wenn wir in der Freude z. B. den Schenktrieb finden, doch hat er sicher nichts einzuwenden gegen die Ansicht, daß Zorn ein Drang nach Vernichtung sei. Es ist bei reaktiven Affekten leichter, aber einer aufmerksamen Selbstbesinnung schließlich bei jedem möglich, den Imperativ zu entdecken, der ihm die Richtung vorschreibt. So zielt der Affektwunsch der Verachtung auf Entwürdigung, des Neides auf Minderung fremden Glücksgefühls, der Bewunderung auf Ehrung, des Staunens auf Orientierung, der Furcht auf Flucht, und es sollten daher zufolge dem Ausdrucksgesetz den Affekt begleiten auch die Gebärden jeweils des Schenkens, Zerstörens, Herabwürdigens, Ehrens, Suchens, Fliehens. Das ist nun fraglos der Fall und die Besonderheit der Ausdrucksgestalt eines jeden besteht in nichts anderem als eben in dieser Gebärdensprache. Eine etwas genauere Darlegung möge gleich dazu dienen, uns einen Schritt weiterzuführen in der Zerlegung des Willens.

Sobald wir am Streben die Eigenschaft des Zieles ins Auge fassen, drängt sich der Gedanke des wollenden Strebens auf und nichts ist mehr geeignet, ein Licht auf beide, den Affekt und den Willen, zu werfen als ihre Vergleichung. — Wer soeben einen Brief mit einer Mitteilung erhielt, die ihn aufs äußerste ärgert, schlägt vielleicht aus Zorn mit der Faust auf den Tisch, macht also eine

Bewegung, die auch der machen könnte, welcher die Absicht hätte, den Tisch zu zertrümmern. Forschen wir nach dem Unterschied in den Entstehungsbedingungen, so ergibt sich zunächst, daß der Willensakt unvollziehbar wäre ohne ein Urteil über den Tisch, seine Eigenschaften und seine Zerstörbarkeit, während nichts von alledem im Bewußtsein auftaucht beim Zornesfaustschlag gegen die Oberfläche. Welche Rolle immer diese im Zusammenhange des Zornesausbruchs spielen mag, daran wenigstens besteht angesichts der uns bekannten Veranlassung kein Zweifel, daß nicht die Zerstörung des Tisches sein Motiv gebildet, so sehr die Funktionen, worin er sich darstellt, darauf zu zielen scheinen. Für die Handlung der Zerstörung des Tisches wäre der Tisch nicht wegdenkbar, die Ausdrucksbewegung des Zornes aber hätte auch in seiner Abwesenheit und zwar gegen ein Buch, die Wand, eine Vase, sie hätte endlich statt mit der Hand ebensogut mit dem Fuße durch Stampfen auf den Boden erfolgen *können: der Grund für die Richtung der Ausdrucksbewegung ist im Subjekt, der Willkürbewegung im Objekt gelegen.*

Um aber einzusehen, was es heiße, eine Bewegung sei auf das »Objekt« gerichtet, müssen wir diesen Begriff etwas schärfer ins Auge fassen, und da leuchtet nun ein, daß als Objekt betrachtet der Tisch nicht identisch sein könne mit den fortwährend wechselnden Bildern seiner sinnlichen Erscheinung. Er bleibt ja derselbe, beleuchtet und im Dunkeln, angewärmt oder kalt geworden, in jeder neuen Perspektive, die er beim Wechsel der Stellung dem Beschauer bietet, derselbe endlich, wenn auch als gewesener, nachdem man ihn längst zu Asche verbrannte. Und ebensowenig ist der Begriff seiner Zerstörung eines mit den sinnlichen Formen, in denen sie geschieht. Zerstört gleichermaßen würde der Tisch durch Zertrümmern mit der Faust, Zerspalten mit der Axt, Zerschneiden, Zersägen, Brennen, Lösen, Sprengen und gleichgültig, ob man selber es täte oder ein anderer. Zwar können wir nicht nur den Tisch als Ganzes, sondern auch jede seiner Eigenschaften, seine Farbe, Form, Struktur, können ferner die besondere Art seiner Zerstörung zum Gegenstande unserer Willensbemühung machen, allein nicht ohne jetzt Eigenschaften und

Vorgänge der fließenden Totalität ihrer bildlichen Wirklichkeit genau so zu entreißen und in »Dinge« zu verkehren, wie es zuvor mit ihrem Träger, dem Tisch als Ganzem, geschah. Damit der Willensakt möglich werde, bedarf es zuvor des Urteilsaktes, der an die Stelle des immer sich wandelnden Bildes den im Verfließen der Zeit mit sich identischen Gegenstand setze, indem nur ein solcher von uns bezweckt werden kann. Während jeder Eindruck qualitativ und fließend ist, so geht unser Wollen auf das darin mittels des Geistes gefundene Seiende aus, im Verhältnis zu dem die erlebte Sinnenseite nun erst den Charakter der bloßen »Erscheinung« annimmt[9]. Wenn aber demgemäß der Zweck nicht der sinnlichen Welt angehört, die als in rastloser Wandlung begriffen sich keiner Voraussicht zur Anknüpfung böte, so ist er offenbar ein ideeller Punkt und das Abzielen des Willens geschieht in einer begrifflichen Richtung.

Das bestätigt uns wieder die Sprache sowohl durch Bevorzugung solcher Namen, die das Haben oder Verlieren des Zieles bezeichnen, zur Charakteristik der Willenssphäre, wie »zielbewußt«, »zielvoll«, »zielbestimmt« und andrerseits »Ziellosigkeit« als auch mit der ungemein lehrreichen Genese desjenigen Wortes, welches zum Unterschied von Ziel überhaupt insonderheit das des Willens ausdrückt, des Wortes »Zweck«. Gleich dem älteren Femininum »Zwecke« bedeutet es nämlich ursprünglich den Pflock im Zentrum der Scheibe, nach der man schießt, kennzeichnet also, was es heute meint, den Bestimmungsgrund des Willens, mit Hilfe des Bildes vom physischen Zielpunkt und nicht, wie die gängige Behandlung der Willenslehre weit eher vermuten müßte, durch eine Bewegung. In bezug auf sein Ziel ist der Wollende nicht weniger an eine und nur diese eine begriffliche Richtung gebunden, wie an die räumliche der Schütze, wenn er nach dem Mittelpunkt der Scheibe zielt, und daß er von ihr nicht abweichen darf, darin liegt, wie unten sich zeigen wird, der entscheidende Grund für den Ausdruck des Willens. Im Gegensatz zum Schützen aber hat er, weil auf den begrifflichen und nicht auf einen räumlichen Punkt gerichtet, die Freiheit, ihm auf jedem nur erdenklichen Umwege nachzutrachten und zwischen ihn

und die Ausgangsstelle beliebige Zwischenakte wollenden Abzielens einzuschalten, deren jeder — an sich zwar von gleicher Beschaffenheit — im Verhältnis zum Endziel nur die Bedeutung des Mittels hat.

In beiderlei Hinsicht gerade umgekehrt verhält sich das Zielstreben des Affekts. Indem der Zornesfaustschlag den subjektiven Drang nach Zerstörung entlädt, ist er weder gegen den Tisch, die Vase, die Wand, noch überhaupt gegen ein Objekt gerichtet, sondern gegen den Eindrucksinhalt des Widerstandes, den er instinktiv aufsucht, um ihn zu brechen. So stehen ihm von vornherein unzählige Wege offen, und der einzelne selbst, den er einschlägt, hat nicht den Charakter einer begrifflichen Richtung. Dafür freilich ist es seine Schranke, blind zu wirken, und das will sagen, sich sein Ziel nicht wählen zu können[10], sondern dazu genötigt zu werden durch den unmittelbaren Anreiz des Eindrucks: die Richtung der Willkürbewegung ist, weil vorausgedacht, auf den raumlosen Punkt gestellt, die Ausdrucksbewegung folgt ungebunden, aber blind dem Anreiz des Eindrucks.

Darum ist nun doch nicht jeder Eindruck diesen Anreiz auszuüben befähigt, sondern jeweils nur der zum inneren Drange komplementäre oder polare. Der Trieb nach Zerstörung braucht Widerstände, der zur Flucht den offenstehenden Raum, der Schenktrieb lebendige Wesen, der Verehrungsdrang ein Oben, weil es die »höhere« Macht versinnlicht, der Drang nach Entwürdigung ein Unten als das Ortssymbol der »Niedrigkeit« und so fort. Mit dem Blick des Geistes gemessen erscheinen die elementaren Ähnlichkeiten, auf Grund deren der Affekt zwischen den Eindrücken wenigstens passiv auswählt, dergestalt, daß der Zornige z. B. den Hieb gegen feste und zerbrechliche Körper einem »Schlag ins Wasser« instinktiv vorzieht und ganz gewiß nicht in die leere Luft stoßen wird, im Lichte jeweils einer dinglichen Eigenschaft, welche die auslösenden Eindrücke zur gattungsmäßigen Gruppe verbindet[11]. Von der Handlung ausgehend können wir deshalb auch sagen: die Richtung der Willkürbewegung wird durch den Einzelfall, die der Ausdrucksbewegung durch eine Gattung bestimmt. Nehmen wir

die Zweckmäßigkeit als Muster zielvollen Geschehens überhaupt, so verfährt der Affekt offenbar jedesmal so, als ob er eine Absicht verwirkliche, die seinem Drange entspricht: die Ausdrucksbewegung ist ein Gleichnis der Handlung.

Diese Formel erweist sich nun als überaus bequem, um für jeden Affekt die spezifische Bewegungsgestalt bis ins einzelne abzuleiten. »Das Entsetzen z. B. ist u. a. ein Drang nicht nur zu fliehen, sondern dem entsetzenerregenden Etwas zu entfliehen, aus seinem Wirkungsbereich herauszukommen, es sich »vom Leibe zu halten«. Unsere Frage lautet deshalb: was tun wir, wenn wir uns von etwas abwenden wollen, etwa eine Sache nicht zu sehen wünschen? Wir schließen z. B. die Augen oder drehen den Kopf oder biegen den Körper weg oder, falls die Sache uns nahe genug, so schieben wir sie fort oder auch, wir gehen davon. Diese sehr unterschiedlichen Funktionen gehören dennoch zusammen in Hinsicht auf den Endzweck des Nichtsehenwollens. Und eben die treten nun ungewollt, ja selbst zweckwidrig ein, so oft wir uns innerlich von etwas abwenden, also ganz besonders im Zustande des Entsetzens. Ein geschickter Erzähler schildere in einer Gesellschaft spannend das Auftreten eines Seiltänzers, der aus schwindelnder Höhe herabfiel und zerschellte: und unfehlbar werden im entscheidenden Moment sensible Zuhörer ganz oder teilweise die Augen schließen, den Kopf zur Seite wenden und vielleicht gar die Hände abwehrend vorstrecken, wobei der Handteller dem Erzähler zugekehrt ist, so sehr dies auch alles gar keinen Zweck hat, indem dadurch weder etwas fortgeschoben, noch ein wirklicher Anblick gemieden wird.« Analog bringt der Zorn ungewollt Bewegungen hervor, als ob der Zornige die Absicht habe, Widerstände zu brechen, die Furcht solche, die dem Willen zur Flucht entsprungen scheinen, das Staunen solche, welche dem Zweck der Orientierung dienen könnten (wie z. B. das weite Aufreißen der Augen), die Freude scheint immerfort Gaben auszuteilen, daher nur für frohe Stimmungen die Sprache deren egofugalen Charakter als ein »Sichzerstreuen« schildert, die Bewunderung, als ob sie ein Ziel in der Höhe suche, richtet den Blick nach oben, und

jedesmal ähnlich, soweit wir nur irgend an einem bezeichenbaren Affekt die Form seines Strebens zu fassen wissen.

Verhältnismäßig frühe hat sich den Ausdrucksforschern die Analogie der expressiven mit der Willkürbewegung aufgedrängt und Anlaß gegeben zu einer ebenso irrigen als auf den ersten Blick verlockenden Ansicht von ihrer Entstehung. Drei Forscher zufällig dreier Völker sind es, denen wir die grundlegenden Befunde verdanken: Piderit, welcher bereits 1858 in der Studie »Grundzüge der Mimik und Physiognomik« die Leitgedanken seiner 1867 publizierten »Mimik und Physiognomik« niederlegte; Gratiolet mit seiner 1865 erschienenen Arbeit »Über die Physiognomie und die Ausdrucksbewegungen« und endlich Darwin, dessen 1872 veröffentlichtes Buch über den »Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren« am bekanntesten wurde. In dieser Reihe hat der Deutsche nicht nur den Vorzug der Priorität, sondern auch den, die entwickelte Analogie, obzwar in fast kindlicher Sprache, hypothesenfrei erfaßt und wenigstens den Versuch gemacht zu haben, sie physiognomisch zu verwerten; der Franzose schließt sich mit etwas geschickteren, aber wenig Neues enthaltenden Formulierungen eng an ihn an; Darwin hingegen, der den Beobachtungsstoff unter Hereinziehung der Tierwelt im größten Stil erweitert und mustergültig zur Darstellung bringt, glaubt mit Hilfe der englischen Lieblingsbegriffe von »Assoziation, Gewohnheit und Vererbung« die Analogie erklärt zu haben durch die Annahme, daß sämtliche Ausdrucksbewegungen im Laufe der Artenentwicklung tatsächlich Handlungen einmal gewesen seien, die durch Übung erst allmählich unbewußt wurden. Der Gedanke ist unhaltbar, weil er der Zweckvorstellung die Gabe beimißt, Bewegungen hervorzurufen, während sie nur diejenige hat, anderweitig entstehende zu fixieren, wäre es aber auch davon abgesehen allein schon durch die Mitannahme, die er einschließt, es gehe die Willkürbewegung phylogenetisch der unwillkürlichen voraus. Alsdann nämlich müßten nicht nur die höheren Tiere, sondern ihrer alle bis hinab zum sichbewegenden Protozoon Vorstellungen bilden, Entschlüsse fassen und bewußte Zwecke verfolgen und zwar, bevor sie

noch anfingen, auf »Reize« zu antworten, was ernstlich zu glauben wohl niemand Lust hat.

Derlei Erklärungsversuche entstammen zuletzt dem seit der Renaissance herrschenden Rationalismus, der das transzendentale Prinzip des Mittelalters durch den denkenden Verstand ersetzte und die treibenden Mächte des Weltverlaufs nur verständlich findet mit Bezug auf den vermeintlichen Effekt des urteilenden Bewußtseins. Unfaßlich ist es ihm, wie das eben dem Ei entschlüpfte Hühnchen Körner picken könne, ohne noch erfahren zu haben, daß sie nahrhaft seien, wie die junge Ente sogleich ihre Schwimmflossen, der eben entpuppte Schmetterling »zweckvoll« seine Flügel gebrauche, und die berühmte Wespe gar ohne stattgehabtes Studium ihr Opfer durch scharfsinnig genau am rechten Ort versetzte Stiche nur lähme, um es für noch gar nicht geborene Brut in den Bau zu tragen. Wir haben es in den letzten anderthalb Jahrzehnten mit ansehen können, wie »mechanistiche« und »teleologische« Biologie mit unbestreitbaren Widerlegungen ihrer beiderseitigen Aufschlüsse darüber einander vernichten und dürften leichter als frühere Generationen zur Einsicht kommen, daß beide nur gegensätzliche Spielarten des nämlichen Irrtums sind, indem sie so oder so mit den Mächten des Lebens die geistigen Akte verwechseln, die wie der aufzuckende Blitz die zuvor verdunkelte Landschaft, ebenso zielvolle Abläufe zwar beleuchten, nicht aber schaffen[12]. Auch wir Menschen könnten nicht bewußt z. B. nach Nahrung streben ohne die entwicklungsgeschichtlich vorausgegangene und in der Morgenfrühe selbst noch unseres Lebens vorherrschende Fähigkeit, auf Eindrucksinhalte des Eßbaren mit Greif- und Schlingbewegungen genau so unmittelbar und »instinktiv« zu antworten, wie es der vom Affekt z. B. des Zornes Ergriffene wenigstens ähnlich mit einem Fausthieb tut gegen Bilder des Widerstandes. Zwischen Bedürfnis und stillungverheißendem Eindruck besteht zwar gehaltsverschieden, aber formal dasselbe Verhältnis der Polarität wie zwischen dem Affekt und dem Ziel, das seine Ausdrucksbewegung zu suchen scheint, und beide gehen, vom Ort der Handlung gesehen, nicht auf den Einzelfall, sondern die Gattung.

Wie falsch aber auch Darwins Erklärung sein mag, ihr Bestechendes lag und liegt für manchen noch heute darin, daß wir Handlungen wirklich fort und fort sich verwandeln sehen in unwillkürliche oder sogenannt automatische Vorgänge. Aus einer angestrengt gewollten wird zur fast oder völlig unbewußten Bewegung mit der Zeit das Gehen, Niedersitzen, Sicherheben, Rudern, Schwimmen, Schlittschuhlaufen; das Sprechen, Schreiben, Lesen; das Häkeln, Stricken, Klavierspielen usw. Einer Verschiedenheit Rechnung tragend, die wir fraglos erst erlernen mußten, packen wir, was wie Eisen aussieht, unwillkürlich mit festerem Griff als ein gleich großes Stück Holz und oft wiederholt ist das Darwinsche Beispiel, wieviel Mühe es koste, den durch Erfahrung gewohnt gewordenen Antrieb des schützenden Armvorstreckens zu meiden, wenn man sich einmal auf ein weiches Daunenbett fallen läßt. — Allein auch ganz etwas anderes könnten wir aus dem Umstande entnehmen, daß jede Willkürbewegung alsbald es zu bleiben aufhört, wenn sie öfter wiederholt wird, und hätten es sicher getan, wäre nicht auch das Rationalisieren zu einem Automatismus geworden, der uns die Kopfstellung natürlicher Ansichten erleichtert und so oft für die entscheidende Frage blind macht. Die aber lautete hier, wodurch denn ein Gewolltes gewohnt werden könne, da doch der Wille dem gerade entgegenwirke! Warum müssen wir weniger wollen, was wir zum zweitenmal ausführen, noch minder beim dritten und gar nicht mehr beim hundertsten Mal? Doch nicht aus dem Willen kann sich der Untergang des Wollens erklären! Es gäbe keine »Übung«, keine »Gewohnheit«, keine »Automatismen«, läge nicht die denkfremde Sphäre des Lebens bereit, um sofort wieder in sich aufzusaugen, was sich begleitet vom Erlebnis der Willensanspannung vorübergehend aus ihr erhob in die Sphäre des Urteils. Nur für die Menschheit, weil sie viel vom »Instinkt« verlor, oder, wenn man lieber will, die Natur überschreitet, besteht das Erfordernis, in weitem Ausmaß erst »erfahren« zu müssen, um zu wissen, während das Tier auf Grund bloß einer (hier nicht näher zu analysierenden) Vorform der Erfahrung lernt und zahllose Verrichtungen wie das Schwimmen der

Wassertiere, das Körnerpicken und Nesterbauen der Vögel, die Kenntnis seiner Feinde, wie ferner sämtliche Ausdrucksmittel niemals und in keiner Generation zu lernen brauchte. Darum nicht weniger erfolgt jederzeit und bildet sich ein die »Anpassung« an den Wechsel der Lebensumstände oder ist vielmehr um so sicherer bereits mitenthalten in jeder Antwort auf den äußeren Eindruck; erst im Menschen aber durchmißt sie das Urteil und gewinnt dadurch freilich, indem ja dieses dem Einzelfall Rechnung trägt, einen unabsehlichen Zuwachs an Schwankungsbreite, nicht ohne jedoch andrerseits im selben Maße an instinktiver Sicherheit einzubüßen. Auch die Ausdruckserscheinungen haben daran teilgenommen und sich in der Menschheit mannigfach verflochten mit den noch wenig untersuchten Gesten, die nach Völkern und Zeiten naturgemäß weit erheblicher wechseln als der animalische Ausdruck. Wir führen von solchen an: das grüßende Darreichen, segnende Auflegen, betende Falten der Hände, das bejahende Nicken, verneinende Schütteln des Kopfes, das beteuernde »Hand aufs Herz legen«, das Achselzucken als Zeichen des Unvermögens, das Zungenausstrecken und Anspeien als Zeichen der Verachtung, die ehrfürchtige Verneigung, das anbetende Niederknieen. Es hieße mit der Ausdrucksbewegung die Geste verwechseln, ließe man auch an jener die Handlung beteiligt sein. —

Endlich aber könnte folgende Erwägung Zweifel wecken. Der Zornentflammte, dessen Zornesanlaß zugegen ist, wird sich auf diesen stürzen und ihn meist sicherer treffen, als es affektlos geschähe, die opfernde Gebärde des Liebenden geht wie von selbst in Taten der Liebe über vor dem Geliebten, und die beschlossene Flucht rückt mit fördernder Eile vor und zielgewisser, wenn treibend die Furcht dahinter steht. Wie wäre, ließe sich fragen, für die Willkürbewegung solche Beihilfe von seiten des Affekts zu erwarten, wenn dieser die Funktionen verallgemeinert, der Wille sie aber verbesondert? Die Antwort hätte zu lauten, daß genau nur insoweit der Affekt die Handlung fördert, als auch der Zweck, sofern er im Sturm der Impulse noch einhaltbar, zur Gattung seiner Ziele gehört, dagegen

ihrem Vollzug widerstreitet, wo das nicht der Fall. Die Zornes**handlung** gegen den Feind fällt mit dem Ausdruck des Zornes zusammen, weil in ihr Bewegungen von eben der Gattung noch obendrein gewollt werden, wie sie der Zorn schon ungewollt zeitigen könnte; die Gebärde des Liebenden bleibt sich selber gleich, wenn sie die Richtung auf das Geliebte einschlägt und unter den Bewegungen der Furcht sind auch die des Fluchtergreifens. Gerade weil der Affekt nicht an die **einzelne** Richtung gebunden ist, kann er die Stoßkraft auch des Wollens steigern, wenn es von der Art seines Strebens nur eben ein Beispiel ist. Und so sehr kann er mit lebendigem Impuls es speisen, daß die Handlung im Ausdruck gleichsam untergeht, in welchem Fall wir von »Affekthandlungen« oder »Triebhandlungen« sprechen. Dagegen fällt es schwer, bei ängstlicher Erregung stillzuhalten, auch wenn der Selbstschutz es wünschenswert macht[13], im Zorn den Feind statt niederzuschlagen, zu locken, sei es auch in die viel sicherer tötende Falle, dem Wunsch des Geliebten zu wehren, wäre es noch so sehr zu seinem Heil, ganz davon zu schweigen, daß alle Affekte, weil bloße Bewegungstendenzen, die Neigung haben, das seiner Natur nach **bindende** Urteil zu entmächtigen: weshalb es den Fliehenden auch wohl »kopflos« gerade ins Verderben treibt (man denke an scheuende Pferde!) und den Wütenden sein Zorn im Objekt sich vergreifen läßt. Nur funktionell darf man das affektive Verhalten dem »instinktiven« zur Seite stellen, an Gehalt ist es um eine Dimension ärmer und nicht darum blind, weil es im Dunkeln lebte!

III. Kapitel.

Charakterologische Verwertung des Gesetzes.

Indem wir dazu übergehen, an drei leichtverständlichen Beispielen zu zeigen, wie das Ausdrucksgesetz charakterologisch verwertbar sei, so ist vorauszuschicken, daß wir es grundsätzlich ebensogut wie an der Handschrift auch dartun könnten am Mienenspiel, der Sprechweise, den Gesten, dem Gange, der Haltung. Keine Gebärde des Menschen, die nicht vom Zustand der Seele geprägt, keine Willkürbewegung, die von ihm nicht gemodelt würde, und darum auch keine, an der nicht sein psychischer Habitus teilhätte. Wer den Blick dafür hat, sieht nicht nur, ob einer verdrossen oder vergnügt gestimmt, sondern auch, ob er schlau ist, mißtrauisch, hinterhältig, offenherzig, mutig, ängstlich, wohlwollend, selbstisch, liebefähig, leidenschaftlich, nüchtern, geizig, absprechend, ehrfürchtig usw. Indessen, was immer den Quell seiner Deutungen bilden möge, ob es mehr Tonfall und Klang der Stimme ist, mehr der Gesichtsausdruck, mehr das Sichbewegen oder auch alles mitsammen, stets ist er auf absolut vergängliche Eindrücke angewiesen, die nicht einmal die Momentaufnahme wiedergäbe, weil sie nur den Durchgangspunkt der Bewegungen festhält, niemals diese selbst. Nur das Schreiben, als im Augenblick der Entstehung fixiert, hinterläßt uns für Jahrzehnte und selbst Jahrhunderte dauernde Spuren, die — frei sogar von den möglichen Fehlern der photographischen Platte — ingestalt der Handschrift mit vollkommener Genauigkeit auch die zartesten Schwankungen der erzeugenden Funktionen bewahren. Allein schon deshalb erscheint die Handschrift unvergleichlich mehr befähigt als der sonstige Ausdruck, die Grundlage zu bilden für eine Analyse der Persönlichkeit; nur ist dabei folgendes nicht zu vergessen.

Wir haben oben gesehen, daß für ein unmittelbares Erfassen nicht etwa nur das Lebewesen, sondern die ganze Erscheinungswelt

Ausdruck besitze, und daß insbesondere die Raumform ein inneres Bewegen zur Darstellung bringe. Dann aber muß zum Gegenstand der Erschließung von Seelischem auch werden können die sinnliche Erscheinungsform des Ausdrucks selbst, sei es ein Merkmal der Stimme, der Haltung, des Mienenspiels, sei es zumal, weil objektiviert und bleibend geworden, das Gepräge der Handschrift. Was aber Eindruck macht, das drängt auch selber wieder nach Äußerung, und so ständen wir denn vor der überraschenden Tatsache, daß auch der Ausdruck noch einen — Ausdruck erzeuge. Wir haben an anderer Stelle die prinzipielle Bedeutung dieses Umstandes für die Bewegungsphysiognomik zuerst gewürdigt und an einer stattlichen Reihe von Schrifteigenschaften bis ins einzelne nachgewiesen [14]. Anknüpfend an die jedermann bekannte Tatsache der Ausdrucksnachahmung, aus der allein sich die Gemeinsamkeit vieler Gepflogenheiten von Familien, Ständen, Berufen und zum Teil noch der Völkerschaften herleitet, entwickelten wir, daß sie nur einen Sonderfall vom Einfluß des Ausdrucks auf sich selbst darstelle und daß es niemanden gäbe, der nicht völlig unbewußt in irgend einem Grade seinen Ausdruck modele in bezug auf die Ausdruckswirkung. Sein Ausdruckstrieb, so zeigten wir endlich, erhalte die Richtung von einem wiederum ganz persönlichen »Leitbilde«, welches sich teilt nach den Sinneszonen und speziell für die Handschrift die Form des Raumgefühls annimmt. Weil die Bewegung, indem wir schreiben, räumliche Formen erzeugt, die Gegenstand nicht nur unwillkürlicher Augenkontrolle sind — daher im Dunkeln auch die zwangloseste Schrift alsbald sich verändert — sondern mittelst ihrer einer nicht weniger unwillkürlichen Abschätzung durch unseren Raumsinn unterliegen, so waltet über ihr auch sein Gesetz und fügt dem Ausdruck des seelischen Zustandes denjenigen hinzu, mit welchem die Seele impulsiv Antwort gibt auf das Bild ihres eigenen Ausdrucks. Beides spricht vom Charakter des Schreibenden. Um aber den unmittelbaren Ausdruck zu finden, müssen wir die Schicht des vermittelten abheben können, wozu es der Kenntnis seiner allgemeinen wie besonderen Merkmale bedarf. In diesem

Zusammenhange muß es genügen, wenn wir betonen, daß wir uns sorglich auf solche Schrifteigenschaften beschränken, an denen das Leitbild keinen Anteil hat. —

Niemand zweifelt daran, daß der Grad der affektiven Erregbarkeit von Person zu Person verschieden ist. Halten wir uns die Extreme vor Augen, so stehen den ausgesprochen affektiven Charakteren gegenüber die unaffektiven in Form entweder der von Natur Gleichmütigen oder der durchweg Beherrschten[15]. Da wir nun wissen, daß jeder affektiven Schwankung eine Schwankung der körperlichen Bewegungsantriebe entsprechen müsse, so werden wir für affektive Naturen zunächst einmal eine von Fall zu Fall weit größere Verschiedenheit ihres Schriftbildes erwarten als der Gleichmütigen, wir werden erwarten, daß sie je nach der »Stimmung«

Fig. 7.

bald größer bald kleiner schreiben, bald weiter bald enger, bald mit mehr bald mit weniger Druck, bald schräger bald steiler, bald flotter bald zögernder und so fort. Wirklich kennt der Praktiker gar wohl jenen Typus von Schrifturhebern, die am Morgen anders als am Abend schreiben, vor Tisch anders als nach Tisch, heute anders als gestern, und es findet sich unter ihnen auch die Gruppe der affektiven. Aber auch von den tatsächlichen Stimmungsschwankungen abgesehen ist der affektive Charakter als System ja von größerer Störbarkeit und darum im Wachen, wo der Geist mit erfassenden oder wollenden Akten auf irgendwelche Eindrücke immerfort Antwort gibt, unablässig gestörter als der unaffektive. Daraus ergibt sich schon im selben Schriftstück ein über den Durchschnitt hinausgehendes Schwanken der Federführung. Vorbehaltlich

eines unten noch zu gebenden Zusatzes, der die besondere Ungleichmäßigkeit des labilen Charakters betrifft, gilt der Satz: *der Grad der Ungleichmäßigkeit der Federführung bezeichnet den Affektivitätsgrad des Schrifturhebers.* Von den recht zahlreichen Spielarten demonstrieren wir nur zwei. Fig. 7 als zu-

Fig. 8.

gleich eilig und mit Nachdruck geschrieben, zeigt den leichtaffizierten und aufgeregten Typus, Fig. 8 mit ihrem schweren und zögernden Duktus den Typus des »Stimmungsmenschen«. Im Gegensatz dazu gibt Fig. 9 mit ihrer zwanglos gleichmäßigen Federführung das Bild des ursprünglichen Gleichmuts.

Fig. 9.

Wie vom Stimmungspol der Gehobenheit den der Gedrücktheit, so unterscheiden wir unter den Charakteren weiterhin die ausgesprochen expansiven von den ausgesprochen depressiven. Jene sind angelegt zur aussichherausgehenden Bewegtheit, diese zum Mangel daran. Mit der durchweg gehobenen Stimmung der expansiven pflegt

Hand in Hand zu gehen Unternehmungssinn, Planlust, Zuversicht, Abwechselungsbedürfnis, Unterschätzung der Schwierigkeiten, mit der mehr gedrückten insichgekehrter Naturen Bedenklichkeit, Vorsicht, »Schwarzseherei«, bisweilen Engherzigkeit und Mangel an

Fig. 10.

Wagemut. Schon bei der Ableitung des Ausdrucks der Freude zeigten wir, daß die expansive Bewegtheit Eile und Ausgiebigkeit vermehre, Hinzufügungen begünstige und mehr oder minder auch den Nachdruck steigere, und es bedarf des Beweises nicht mehr vom gerade umgekehrten Wirken der depressiven.

Fig. 11.

Wir können es uns an dieser Stelle nicht versagen, die beiden fast unwahrscheinlich beweiskräftigen Schriftproben wiederzugeben, welche in einem Aufsatz über Testamentsfälschungen Meyer[16] publizierte, um zu zeigen, mit welchen Störungen des normalen Schriftbildes der Schriftvergleicher infolge von Stimmungsschwankungen des Urhebers rechnen müsse. Wenn wir hören, daß Fig. 10 den

Durchschnittsduktus des Schreibers darstellt, so werden wir nicht darüber im Zweifel sein, welches Gefühl ihn bei Niederschrift von Fig. 11 beherrschte. An die Stelle flotter, großer, druckreicher Züge mit schwungvollen Schleifen und verreicherten u-Haken sind kleine, zögernde, unsichere, druckschwache, unverkennbar zitterige mit u-Haken von dürftiger Einfachheit getreten, ein Bild tiefster Depression und seelischer Gebrochenheit. Und doch liegen zwischen beiden Proben nur wenige Monate; allein in dieser Zeit wurde ihr Urheber, ein bis dahin völlig unbescholtener Beamter im Alter von etwa 50 Jahren, wegen schweren Verdachts in Untersuchungshaft genommen! — Wiederum nun gilt es, daß zum Anlagensystem beider Typen jeweils die entsprechende Lebenshaltung gehöre und daß

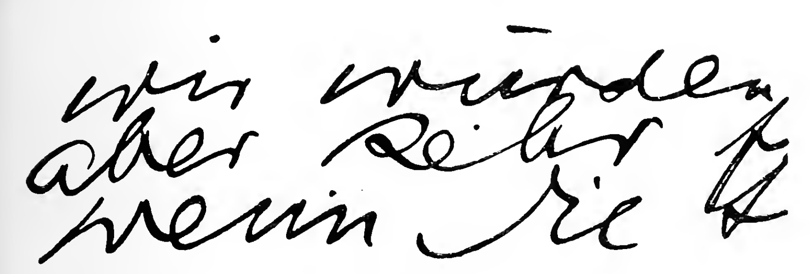


Fig. 12.

wir nicht erst auf den aktuellen Eifer des einen, das zögernde Widerstreben des anderen im konkreten Fall zu warten brauchen, um beide im Schriftbilde festzustellen. Und zwar wird seiner Haltung gemäß der expansive Charakter mit jeder Bewegung das Mittelmaß der Ausgiebigkeit, Wucht und Flottheit überschreiten, der depressive aber dahinter zurückbleiben. Das graphische Bild einer expansiven Persönlichkeit (übrigens Dame) gibt Fig. 12 mit ihrer weit über den Durchschnitt gehenden Größe, Druckstärke und schwungvollen Sicherheit, das einer fast krankhaft depressiven Fig. 13 mit der winzigen Kleinheit der Kurzbuchstaben, der unschlanken Strichführung, leichtsinkenden Zeile und den fortwährenden Absetzungen, welche eine nur mühsam verhehlte Flügellahmheit der inneren Bewegung bekunden. Hier ist es die bei manchen jungen

Leuten rat- und hilflose Stimmung der Übergangsjahre, die eine an sich schon schwerblütige Natur in gleichsam fatalistisches Verzichten hineingetrieben. Nach seiner Verheiratung und Übernahme eines festen Berufes entwickelte sich Schreiber mehr und mehr zu einem arbeitsamen, zielbewußten, ja tatkräftigen Manne, der heute nach Ablauf von etwa zwölf Jahren auf seine Jünglingszeit als auf etwas ihm Fremdes zurückblickt und eine in der Richtung der Festigung und relativen Expansivität ganz ungemein veränderte Handschrift zeigt, von der Fig. 14 eine Probe bietet. —

Fig. 13.

Fig. 14.

Unter den tätigen Naturen unterscheidet schon das alltägliche Leben die entschlossenen, energischen, ausdauernden von den sanguinischen Wortthelden und Pläneschmiedern, die stets sich zu viel vornehmen, nicht »bei der Stange« bleiben, alsbald wieder Neues erstreben, ehe noch durchgeführt ist, was sie zuvor begonnen. Die einen haben neben ihrer Expansivität noch Leidenschaftlichkeit oder Willensstärke, den anderen fehlt es an beidem. Uns soll hier nur noch die Frage beschäftigen, wie sich der Wille im Ausdruck zeige. — Nun unterscheidet allerdings hinsichtlich der vielerwähnten Stärkegrade seines Vorhandenseins weder die Umgangssprache noch die Wissenschaft zwischen

dem Anspannungsvermögen des Willens und der Willensbegabung, jene nicht, weil es ihr mehr auf die Einteilung der Erfolgschancen ankommt, diese nicht aus Mangel an tieferer Befassung mit den Problemen der Charakterkunde überhaupt. Man ist im Wortsinne willensstark, wenn man gegeben Falles seinen Willen über das gewöhnliche Maß hinaus anspannen kann, womit sich ein entsprechendes *Gefühl* verbindet; man kommt aber mit einem beliebigen Bruchteil solchen Aufwandes zu nicht weniger willensmächtigen Taten bei um *ebensoviel größerer Empfänglichkeit der Lebensvorgänge für Willensakte*. Spielarten dieser noch ununtersuchten Willensbegabung, über welche vor anderen Völkern die Römer verfügten und unter den weltgeschichtlichen Tätern im höchsten Grade Napoleon, heißen Besonnenheit, Ruhe, Kaltblütigkeit, Sammlung, Geistesgegenwart, Stetheit, Unerschütterlichkeit; sie selbst jedoch hat keinen Namen gefunden. Wir nehmen gleichermaßen auf beide Bezug, indem wir die Frage beantworten, wie sich die *dispositionelle Vorherrschaft des Willens* bekunde. Ein nur mehr geringfügiger Zusatz zur obigen Analyse des Willens bringt die Entscheidung.

Kehren wir einen Augenblick zum Bilde vom zielenden Schützen zurück und fragen wir, worin denn eigentlich solches körperliche Abzielen bestehe, so wird es uns klar, daß dazu erforderlich sei *nicht* eine Bewegung, sondern ganz im Gegenteil deren völlige Vermeidung, vorausgesetzt nur der Schütze kenne das Ziel und habe die Waffe im Anschlag. Derjenige nämlich zielt am schärfsten und sichersten, der bei angelegter Waffe die Richtung am genauesten *innehält*, und wenn er dazu einer sehr fühlbaren Anstrengung bedarf, so will das sagen, er müsse ein leises, aber beständiges Schwanken seiner Glieder immer von neuem meistern! Solchem körperlichen Zielen nun genau analog ist das geistige Zielen im Erlebnis des Wollens. Wie der Erkenntnisakt unser vitales Schauen, so stellt der Willensakt unser vitales Wirken auf den Objektpunkt ein, und in nichts anderem besteht die Anspannung des Willens und gibt sich kund sein Gegenwärtigsein, als daß wir die rastlos weiter-

flutende und sich wiederverteilende Lebenswoge gleichsam wie zwischen den Wänden eines Kanales in der Zweckrichtung festhalten, durch immer erneute Schrankensetzung sie hindernd, in Seitenbetten auseinanderzustreben! Es ist eine der ältesten Irrlehren der Menschheit, der Wille bewege, der Wille schaffe gar, während er in Wirklichkeit gerade umgekehrt das schöpferische Sichwandeln einengt und das Vibrieren der Lebensbewegung aufhält. In Form eines Triebes gedacht, wäre der Wille die universelle Hemmtriebfeder. Indem er aber jedes natürliche Zerfließen als »Ablenkung« und »Zerstreuung« niederhält, verwandelt er freilich das zwischen Flut und Ebbe pulsierende Strömen des Lebens in jenen pfeilgerade und mit reißender Schnelligkeit dem Ziele zustrebenden Kraftstrahl, nach Analogie dessen unsere Physik auch die Natur betrachtet: denn alle sogenannten Kräfte sind nur verschiedenfarbige Spiegelungen des Willenserlebens in den Naturerscheinungen[17].

Gemäß seiner aktartig einstellenden und biologisch durchaus nur negativen Beschaffenheit kann nun der Wille »an sich« überhaupt keinen Ausdruck haben und wird uns erst indirekt sichtbar aus den nach Art und Grad eigentümlichen Hinderungen, denen die uns gefühlsmäßig bekannte Schwankungsbreite lebendiger Funktionen durch ihn ausgesetzt ist. Der Geschäftsmann, der einen Gang antritt, um möglichst rasch ein bestimmtes Ziel zu erreichen, bleibt, sofern es die Wege erlauben, in ein und derselben Richtung und wird auch sein Tempo innehalten oder es höchstens allmählich beschleunigen; wer nur spazieren geht, schlägt bald diese, bald jene Richtung ein, schreitet bald schneller bald langsamer aus; ein Kind unter sechs Jahren, selbst wenn es zu einem bestimmten Zwecke ausgeschickt wurde, zeigt das Verhalten des Spaziergängers in gesteigertem Grade, und der Hund, der ohne Leine mit seinem Herrn wandelt, übertrifft an Wechsel des Hin und Her, Vor und Zurück, Langsam und Schnell der Bewegung noch bei weitem das Kind. Aus der Einschränkung, welche verglichen mit der diffusen »Natürlichkeit« im Sichbewegen des Kindes nach Tempo und Richtung dasjenige des zweckgeleiteten Geschäftsmannes erfahren hat, schließen wir augenblicklich und ohne den

Zweck zu kennen, auf das Walten einer Absicht: dieser Mann, so glauben wir zu sehen, geht nicht nur schlechtweg nach dort, sondern will nach dort, weil, so ist zu ergänzen, wäre es anders, er zweifellos häufiger abwiche. Ebendieselbe Einschränkung aber, welche im Vollzug eines Willensaktes die Bewegung, sofern sie bezweckt ist, erfährt, greift nach dem Ausdrucksgesetz mehr oder minder über auf alle Funktionen und ist, wo sie habituell auftritt,

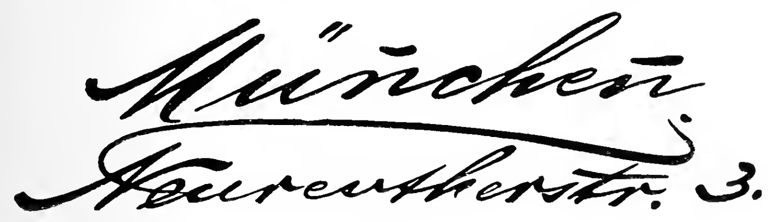


Fig. 15.

das Symptom für die Vorherrschaft des Willens. Eine hübsche Anwendung des Gesetzes zeigt uns für den Gang der »Militärschritt«, der u. a. die wichtigsten Merkmale zweckgeleiteten Gehens zu einem die Willensenergie ausdrückenden Gehtypus stilisiert hat. Doch wir wollen sie jetzt genauer und in Rücksicht auf das Schreiben bestimmen.

Fig. 16.

Wer sich gewöhnt hat, die Bewegungen der Menschen nach ihrem Ausdrucksgehalt zu betrachten, dem ist es bekannt, daß sie ungezählt verschiedene Grade von Schlankheit zeigen, auch wenn wir absehen vom physiologischen Zittern. Nicht aus Zufall fand zusamt dem neuen Schreibideal der »gestochenen Schrift« die Stahlfeder gerade aus England und zu Beginn des Emporstrebens der industriellen Technik Eingang: denn jene scharfgerade Linie, zu der sie soviel mehr als der Gänsekiel befähigt, ist, wie wir schon sahen, ein Ausdrucksmerkmal des Willens und darf in seinem graphischen

Paradigma nicht fehlen. Man halte in der Beziehung neben die flotten Züge der Fig. 15 oder die starren der Fig. 16 die schon wesentlich schwingenderen der Fig. 17 und die ausgesprochen unschlanken der Fig. 18. — Wie sich ferner Willensakt begrifflich an Willensakt reiht, so folgt ohne Übergang Richtung auf Richtung, daher unter sonst gleichen Umständen in den Handschriften der Willensnaturen die Winkelbindung vorherrscht (Fig. 16). — Bei

Fig. 17.

weitem wesentlicher aber als diese beiden Eigenschaften ist eine dritte, von der das zielgerade Ablaufen der Impulse und ihr unvermitteltes Einsetzen nur Teilerscheinungen und noch dazu entbehrliche sind.

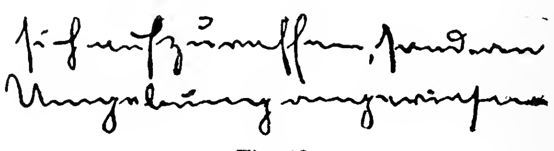


Fig. 18.

Damit es zur geraden Linie, dem Niederschlage des geistigen Gerichtetseins auf den Objektpunkt komme, bedarf es vor allem der Objekte selber, und das will sagen, es bedarf eines Wesens, welches nicht mehr nur Eindrücke empfange und Bilder schaue, sondern in ihnen wahrnehmend den mit sich identischen Gegenstand finde, im Verhältnis zu dem die wechselnden Bilder des sinnlich Erscheinenden bloße Eigenschaften und Wirkungen werden. Der Objektbegriff wäre aufgehoben, wenn das bestimmte Stück Holz nicht einund-

dasselbe Etwas bliebe, in welcher Beleuchtung und Lage immer, und das heißt unter anderem, wenn es nicht auch zu jeder Zeit die Eigenschaften des Holzseins behielte, die Brennbarkeit, Schwimmfähigkeit, besondere Härte usw. Wir können nicht wahrnehmend das Objekt erfassen, ohne in und mit ihm zugleich zu erfassen einen gesetzlichen Zusammenhang wirkungsfähiger Kräfte, und wir können uns nicht sei es denkend sei es wollend auf Objekte beziehen, ohne durch solches Bezugnehmen uns zu mitunterstellen dieser Gesetzlichkeit. Wir wissen, daß in weitem Umfange die Werke der Menschenhand durch die gerade oder doch annähernd gerade Linie verschieden sind von denen der Natur — man vergleiche die vertikale Telegraphenstange mit der Schiefheit der Bäume, die Kanten und Linien unserer Gebrauchsgegenstände mit den regel-

Fig. 19.

losen eines verwitternden Feldsteins oder den Rippen eines Blattes, die Kanäle mit dem geschlängelten Lauf der Flüsse — und wir sind geneigt, auf das Walten intelligenter Wesen zu schließen, wenn wir irgendwo wie z. B. auf dem Mars schnurgerade Rinnen entdecken. Allein wir täten das unter Umständen auch beim Anblick von genau zirkelrunden Kreisen, von mathematisch richtigen Ellipsen, kurz von streng geometrischen Figuren überhaupt. Nur als die einfachste Form eines gesetzlichen Sichbewegens, und, wenn man will ihr Symbol, hat die Gerade und noch ganz besonders für den Ausdruck den Vorzug; worauf es aber ankommt, ist dies gesetzliche Sichbewegen selbst, ist die Geregeltheit des Ablaufs oder das Dasein einer Norm in seinem sinnlichen Niederschlage. Wünschend und träumend sind wir frei von ihr, wollend aber an sie gefesselt und genau nur, soweit wir es sind, ist unser Streben ein wollendes. Der

vorherrschend Wollende steht dauernd unter dem Zwang des Gebundenseins an das objektiv Gesetzliche, und davon erhält auch sein Ausdruck die charakteristische Disziplinierttheit: die Geregeltheit der Bewegung ist das entscheidende Indizium für die Vorherrschaft des Willens. Sie spricht also auch aus den regelmäßigen Zügen der Fig. 19, obwohl die Linien nicht die Schärfe derer von Fig. 15 und 16 besitzen und obschon die Richtungen kurvig ineinander übergleiten.

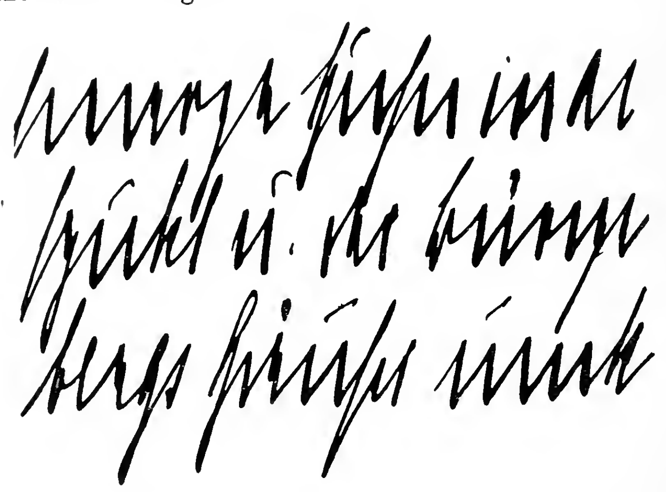


Fig. 20.

Man könnte freilich gegen die Eindeutigkeit des Symptoms zu bedenken geben, daß der Wille die Erzeugung von Ordnungen ja meist auch zum Gegenstand habe und daß wir darum schwerlich eine gewollte Regelmäßigkeit von einer solchen zu unterscheiden vermöchten, die Ausdruckswert besitze, und zwar umsoweniger, als nach unseren eigenen Ausführungen mit jedem Stilisierungsbestreben eine gewisse Normierung einhergehe. Allein so verwunderlich es jedem klingen mag, der in diagnostischer Formeneinschätzung noch ungeübt, so bleibt es doch wahr, daß die bezweckte Regelmäßigkeit an einem Zug vitaler Unfreiheit, die durch Stilisierung unfreiwillig miterworbene an solchen der »Äußerlichkeit« alsbald unterschieden werde von jener völlig unwillkürlichen, welche die Lebenshaltung

der beständigen Bereitschaft zum Wollen begleitet. Wir finden mindestens ein wenig von der Unfreiheit des Absichtlichen in der Normschärfe der Fig. 16, viel von der Äußerlichkeit eines artistischen Nebeneffekts im dekorativen Ordnungsgeist der Fig. 2, beides in den unechten Zügen der Fig. 20, dagegen keines von beidem in den zwanglos straffen und durchdisziplinierten der Bismarckschen Handschrift (Fig. 21[18]), mit der uns die Natur ein durch keine Erfindung zu überbietendes Muster von Willensausprägung geschenkt.

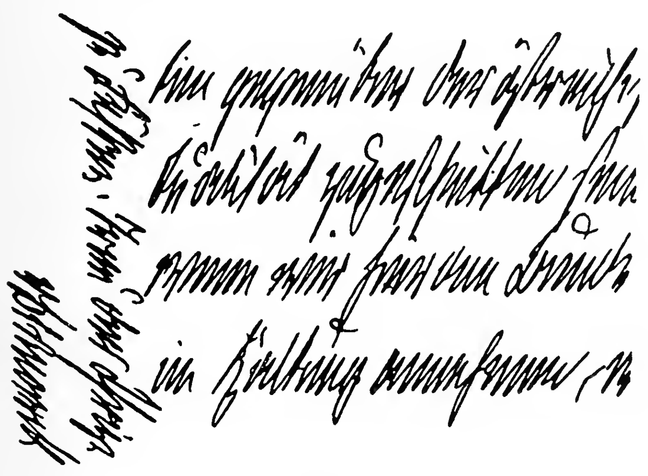


Fig. 21.

Wir sehen hier bei sogar leichter Federführung und übernormaler Ausgiebigkeit der Bewegung die Disziplin auch alle Nebenteile durchwalten und sich vereinigen mit anderweitigen Hemmungssymptomen als der außerordentlichen Enge, dem Fortfall der Schlußzüge, der Einengung der Schleifen, dem der Steilheit angenäherten, aber nicht wirklich steilen Neigungswinkel, dem abgewogenen Zeilenabstand. Und dabei ist gleichwohl nicht zu verkennen der klare Ausdrucksunterschied solcher Willensbereitschaft vom willensfremden Gleichmaß der Fig. 9, deren schwankungslose, aber weiche Formen nur die nicht leicht zu störende Einheitlichkeit der ursprünglichen Triebe bezeugen. — Sucht man ein Bild der Ablenkbarkeit und des willensschwachen Tätigkeitsdranges, so halte man neben Bismarcks aufs

äußerste konzentrierte Handschrift die beweglichen, aber zerflatternden Züge der Fig. 22, die verschieden zugleich von den affektiven Proben der Fig. 7 und 8 einen Charakter zeigen, der — weniger störbar als aus Mangel an Grundanlagen schrankenlos und labil — von jedem Wechsel der Lebensumstände neue Gestalt empfängt. Das

Fig. 22.

hier nicht mehr zu entwickelnde Merkmal dafür ist die fadenförmige Bindungsform. — Warum im übrigen auch abgesehen von ihrer Ungewolltheit die Handschrift Bismarcks den mächtigeren und »tieferen« Willen anzeigt als selbst Fig. 15 und 16, dafür die Gründe wird uns der folgende Abschnitt bringen.

IV. Kapitel.

Das Formniveau.

Das Bemühen, die Ausdruckstatsachen physiognomisch zu verwerten, hat mindestens seit LAVATER, der diesen Teil der Sache Pathognomik nannte, nicht mehr geruht und zumal durch PIDERIT zum erstenmal eine wissenschaftliche Form angenommen. Allein auch abgesehen von den bedauerlichen Folgeerscheinungen vorzeitigen Popularisierens, dem im Interesse praktischer Menschenkenntnis insbesondere innerhalb der Graphologie die Bewegungsphysiognomik anheimfiel, bestand seit je in weiten Kreisen ein unüberwindliches Mißtrauen, das jedem Versuch der Charaktererschließung auf diesem Wege mit den stärksten Zweifeln begegnete und zum Beispiel noch einem PREYER den offenen Hohn der Fachgenossen eintrug. Daß dazu mithalf die Furcht vor Enthüllungen, daran wird niemand zweifeln, der auch nur einigermaßen die grenzenlosen Falschheiten im Triebleben des »zivilisierten« Menschentums würdigen lernte. Indessen hieße es doch, sich die Sache zu leicht machen, wollte man darin ausschließlich die Ursache eines Verhaltens sehen, an dem nicht zuletzt gerade die vorsichtigsten und sachlichsten Köpfe teilnahmen. Wie wenig man auch die immer dichter werdende Beweiskette der Fürsprecher sprengen konnte und wie sehr man sogar sich fast ausnahmslos vergriff in der Wahl von Gegengründen[19], es blieb ein nicht wegzustreitendes Überzeugungsgefühl, hier stimme etwas nicht und das Rechenexempel irre schon im Ansatz. Wir glauben nun den wirklich berechtigten Grund solcher Zweifel entdeckt und in ihm das Grundproblem nicht etwa nur der Psychologie des Schreibens, sondern aller Physiognomik schlechtweg erkannt zu haben; wir glauben ferner den Weg zu seiner Lösung zu wissen und haben ihn mit Erfolg beschritten während einer vieljährigen Tätigkeit in praktischer Psychodiagnostik. Sollte man aber auch diesen nicht mit

uns gehen wollen, so scheint es uns doch von Bedeutung, den Kern der Schwierigkeit aufzuzeigen, vielleicht daß ihn andere anders meistern!

Lassen wir von zwei Billardkugeln die eine hohl und viermal leichter als die andere sein, so genügt ein Stoß von halber Stärke, um sie doppelt so schnell in Bewegung zu setzen: die Geschwindigkeit allein gibt kein Maß für die Größe der Kraft, sondern es bedarf dazu der Kenntnis von der Größe des Widerstandes. Daß wir aber offenbar den Kraftbegriff nicht denken können, ohne zur Beschleunigung die Masse hinzuzunehmen, liegt begründet in seiner Herkunft aus dem Erlebnis der Willensanstrengung, zu deren Wesen es gehört, daß ein Strebendes in uns bezogen sei auf ein Gegenstrebendes, und nötigt uns zu analoger Fassung der Struktur auch aller psychischen Bewegungsvorgänge. Beim Aufhebenwollen eines Steines ist das Gegenstrebende das empfundene und gefühlte Gewicht, beim Lösenwollen eines Rätsels die gefühlte Schwierigkeit und fraglos wäre das Wollen kein Wollen mehr, bei dem ich mich nicht durch ein irgendwie Hinderndes noch getrennt wüßte vom gewollten Ende. Wie ich wollend auf dieses gerichtet bin, so bin ich es in dem Gerichtetsein auch gegen das Hindernde und eben in solchem Doppelerlebnis besteht das Erlebnis des Kraftaufwandes.

Die gleiche Überlegung mit geringfügigen Abänderungen gilt aber auch für die Sphäre des triebmäßigen Begehrens und der Imperative unseres Fühlens. Sei es, daß es mich »lockt« nach einem Apfel zu greifen, sei es, daß wütender Hunger mich dazu »treibt« und »spornt«, stets wohnt meinem Trachten, und wäre es noch so vorübergehend, ein erlebtes Ungenügen, ein »Bedürfen« oder, wie die Griechen sagten, der »Mangel«, die *πενία* inne und mit ihm ein Erfüllung-Hemmendes. Der Trieb könnte nicht als Trieb zum Bewußtsein kommen, sondern bliebe bewußtloses Geschehen, das nicht diesen Namen verdiente, würde sein Bewegen nicht aufgehalten durch eine Gegenbewegung, und nur darin besteht der zwar grundwesentliche Unterschied so des »instinktiven« als des fühlenden Strebens vom wollenden, daß in jenem die strebende Lebenseinheit gezogen

oder getrieben wird, in diesem aber als die treibende Macht sich selbst erlebt. — Indem nun aber erst das Inkrafttreten des Triebes, nicht die ihn tragende Lebensmacht selbst zu den expressiven Bewegungen führt, auf die wir uns deutend stützen, so ist eine jede das Ergebnis des Gegeneinanderwirkens zweier Strömungen, von denen wir keine gegen die andere scheiden und nach Analogie einer »Kraft« erfassen können. Und doch sind auch sie selber zweifellos nicht weniger individuell verteilt wie ihre Folgeerscheinungen und zwar an und für sich betrachtet als Qualitäten, nach Maßgabe ihres Wirksamwerdens im Trieberlebnis aber auch als Kraftgrößen. Wie wir an anderer Stelle zeigen konnten, ist ihr besonderes Kräfteverhältnis aus Eigenschaften des Ausdrucks erschließbar und bildet die Grundlage einer persönlichen Temperamentskonstante[20], sie selber aber bleiben jeder Analyse hoffnungslos entzogen. Wir berühren hier nur die eigentümliche Schwierigkeit, welche daraus einer wissenschaftlichen Beurteilung der Charaktere erwächst.

Es gibt keine bezeichenbare Eigenschaft, zu der nicht als ihr spezifisches Hemmnis eine gerade entgegengesetzte gehören würde. Wie wir von Wärme nur mit Bezug auf mögliche Kälte sprechen, von Helligkeit mit Bezug auf das Dunkel, von Höhe mit Bezug auf die Tiefe, so hebt sich auch Güte erst sinnvoll gegen mögliche Bosheit ab, Lügenhaftigkeit gegen Wahrheitssinn, Treue gegen Wankelmut, und jemandem irgend eine Triebfeder beimessen, heißt zugleich, ihn ausgerüstet denken mit entsprechender Kraft des Widerstrebens gegen die umgekehrte. Nicht denjenigen könnte man im Ernst wahrheitliebend nennen, der gar nicht wissend, was Lügen sei, zu lügen überhaupt nicht die Möglichkeit hätte, nicht denjenigen mutig, der wie der berühmte Hans des Märchens mit dem Erlebnis des Fürchtens unvertraut wäre, nicht den friedliebend, welcher es gar nicht begriffe, daß es ein Streiten gibt; sondern jeweils das wollen wir kennzeichnen, daß aus Wahrheitssinn sein Träger die Lüge meide, der Mutige die Furcht bemeistere, der Friedliebende streitfertige Regungen niederhalte. — Gesetzt nun die Bewegung im Ausdruck lasse uns zwar das Ziel erkennen, nicht aber, was sie auf ihrem

Wege dahin überwinde, wie sollen wir dann wissen, ob das in ihr Treibende um deswillen wirksam wurde, weil es stark war, oder vielmehr nur aus Schwäche des Gegentriebes?! Wesentlich anderes aber wäre jenes als dieses.

Wir haben oben einander gegenübergestellt die Ausdrucksbilder des affektiven und des gleichmütigen Typus; jetzt aber bedenken wir, daß man leicht affizierbar sein könne aus Mangel an innerem Gleichgewicht oder aber aus Feinheit des Fühlvermögens, andrerseits gleichmütig aus natürlicher Harmonie oder aber aus Mangel an Feinfühligkeit. Affektiv also wäre der Reizbare, »Empfindliche«, Launische, aber auch der Eindrucksfähige, Empfängliche, Sensible; gleichmütig der Ruhige, »Beschauliche«, »Abgeklärte«, aber auch der Dickfellige, Unempfängliche, Stumpfe, und gleichermaßen ohne Unterschied auf beides würden die graphischen Bilder deuten. Die gehobene Stimmung, die wir weiterhin erwogen, kann aus der Tiefe eines freudig überquellenden Herzens kommen und für dieses sprechen, sie mag aber auch nur den gänzlichen Mangel an Ernst bekunden und die Unfähigkeit, der Schwere des Lebens innezuwerden. Sicherlich zwar unterscheiden wir recht aufmerkend im Leben mit einem Blick die leere Lustigkeit und flache Vergnügungssucht vom stürmischen Freudenausbruch des großen Glückes, aber weder die oben entwickelten noch sonstige Allgemeinmerkmale des Ausdrucks bergen den Unterschied! Indessen, könnte man meinen, wenn auch ihrer keines für sich ihn bedeute, so doch möglicherweise ihr Zusammenhang. Indem man dem ersten Merkmal das zweite und dritte hinzufüge, werde der Bedeutungsspielraum eines jeden eingeschränkt, wie wir das selber wenigstens nahelegten mit der vollzogenen Einkreisung des Willenstypus innerhalb des größeren Feldes der Expansivität. Wirklich hilft uns solches Verfahren zu neuen und engeren Begriffen weiter, nicht aber über die Doppeldeutigkeit der Symptome hinweg. Alle Merkmale z. B., die wir für den Willen erwähnten, zeigen uns nur dessen Vorwalten an, lassen es aber unentschieden, ob es entstamme der übergewöhnlichen Stärke eben von Willenskräften oder aus der Verkümmerung der willenspolaren Eigenschaften

des Gefühlslebens. Ein Napoleon schrieb äußerst unregelmäßig und zwar u. a. deshalb, weil sein Triebleben noch bei weitem mächtiger war als sein vermutlich doch nicht eben schwacher Wille; mancher Büromensch umgekehrt schreibt äußerst regelmäßig nicht sowohl aus starkem Willen als infolge eines vertrockneten Gemütes! Jedes Bewegungsmerkmal hat für jede seiner Bedeutungen einen charakterologischen Doppelsinn; es zeigt ein Janusantlitz, je nachdem wir die psychischen Vorgänge, zu denen es disponiert, als hervorgegangen denken aus dem Dasein einer Kraft oder aus der Abwesenheit einer zugehörigen Hemmkraft. Jedes neue Merkmal, in unsere Gleichung eingeführt, bringt uns wieder eine neue Unbekannte, daher es auf logischem Wege sie auszuschalten unmöglich ist.

Hier liegt die, wie es scheinen könnte, unüberwindliche Schwierigkeit nicht etwa nur für die Handschriftendeutung, sondern für jede bewegungsphysiognomische Erfassung von Charakteren, soweit sie den Anspruch auf Allgemeinverbindlichkeit erhebt. Das Deutungsverfahren ist unvermeidlich zu dem grundsätzlichen Fehler verurteilt, den Größengrad der Merkmale mit einem einzigen Maßstabe zu messen, während in Wirklichkeit auch dieser mit den lebendigen Organismen wechselt, in deren Ausdrucksbilde das einzelne vorkommt. Nur im Zusammenhange ein und derselben Bewegungsgesamtheit sind gleiche Größen von Weite, Wucht, Geschwindigkeit auch symptomatisch gleich und ihre Größenschwankungen »Zeichen« für seelische Intensitätsunterschiede, für ihre Vergleichung aber innerhalb persönlich verschiedener Ausdrucksbilder fehlt es an der Grundlage einer allgemein gültigen Norm. Wir können nicht aus der Lautheit des Stimmenschalls den Grad der Erregung erschließen, wenn der eine darauflos schimpft, während der andere geschliffene Bosheiten flüstert, nicht aus der Eile der Bewegung die Größe des Unternehmungssinnes, wenn der eine den Erfolg zu berechnen gewohnt ist, während der andere jeder augenblicklichen Lockung nachstürmt, nicht aus ihrer Wucht die Stärke der Tatkraft, wenn der eine in seinen Entschließungen »kalt« bleibt, während der andere sich daran begeistert. Nach Art und Ausprägungsgrad dasselbe

Merkmal, das hier für Eigenart des Denkens spräche, täte es dort für Mangel an Logik; was Güte und Wohlwollen hier, bezeugt dort schwächliches »Sichgehenlassen«; die Zeichen der Vielseitigkeit im einen werden zu denen der Zerfahrenheit im anderen Falle. Wenn wir sie gleichwohl gefühlsmäßig unschwer auseinanderhalten, so geschieht das offenbar durch ein instinktives Werturteil hindurch, welches das eine Mal der Kleinheit der Bewegung den Rang der Größe, ihrer Langsamkeit den Rang der Geschwindigkeit, ihrer Enge den Rang der Weite zuerkennt, das andere Mal umgekehrt ihrer Ausgiebigkeit das Gewicht der Größe abspricht, ihrem Nachdruck die Stärke, ihren Kurven das Fließende, ihrer Enge das Geregelte nimmt, kurz den Ausdrucksgehalt ihrer sämtlichen Merkmale mehr oder minder depotenziert. Genau das Gleiche gilt für unser sachliches Wohlgefallen an Werken der Kunst. Die Gestalten der Mediceer-Grabmäler haben noch eben die Raumgröße ihres Ausdrucksgehaltes, vertragen darum eigentlich keine Verkleinerung und zwingen uns solcher gegenüber zum innerlichen Größersehen; die meisten des echten Barock dagegen bleiben an Ausdrucksgehalt hinter ihren wirklichen Dimensionen zurück und fordern uns heraus zum innerlichen Kleinersehen[21]; die Landsknechtsfiguren endlich des heute so beliebten und krankhaft überschätzten Hodler wirken stumpf und flau trotz ihrer überlebensgroßen Dimensionen und haben überhaupt kein Format ähnlich den kalten und vordringlichen Zügen der Handschrift Fig. 20. Durch die sinnlich gegebenen Abmessungen und Verhältnisse blicken die oft ganz verschiedenen *seelischen Dimensionen* hindurch, und nur sofern zu ihnen jene den Weg uns weisen, haben sie den Wert individueller Symptome.

Allein auf *irgendetwas* Sinnliches stützt sich doch schließlich auch diese Abschätzung und wir dürfen versuchen, es wenigstens nach seiner Wirkung auf unser Gefühl zu schildern, wenn schon es unmöglich sein mag, es in Sachbegriffe aufzulösen. Zweifellos träfen wir damit das letzthin Wertbestimmende auch aller Kunst, nach welchem bis heute die »Ästhetik« umsonst gesucht. — Werfen wir jetzt einen Blick zurück auf unser Ausgangsschema, so fällt uns

auf, daß es ja gar nicht von einem Offenbarwerden seelischer Eigenschaften, sondern durchaus nur lebendiger Einheiten sprach und daß wir unvermerkt einen gedanklichen Sprung getan, als wir von diesen zu jenen übergingen. Wohl entspricht jeder inneren die zugehörige äußere Bewegung, aber so wenig nach unseren einführenden Darlegungen der Willensakt für sich existiert, so wenig tut es jemals die Bewegung des Eiferns, Hoffens, Zweifelns, Liebens oder Fürchtens, sondern immerdar fürchtet, zweifelt, liebt das unteilbare Anlagensystem der bestimmten Persönlichkeit. Wiederum wohl mögen wir die verschiedenen Anlagensysteme miteinander vergleichen, im einen die Disposition des Liebens betont finden, im anderen die Haßfähigkeit, im dritten die Zweifelsucht, darum nicht weniger bleibt das Lieben eines Menschen um des Herstammens aus seiner Persönlichkeit willen verschieden vom Lieben jedes anderen, sein Zweifeln vom Zweifeln aller übrigen, sein Hassen vom Hassen sämtlicher Nebenmenschen. Die »Eigenschaften« sind Seiten, nicht aber Teile der in Wahrheit individuellen d. i. unteilbaren Persönlichkeit und haben als solche eine jede teil an dem Ganzen, welches sie trägt. Und jetzt erinnern wir uns, daß uns derselbe Tatbestand gleich eingangs gewissermaßen von außen entgegentrat, als wir versuchten, die persönliche Bewegungsweise in allgemeinen Begriffen zu schildern. Wir empfanden, daß Wörter wie eckig, kurvig, fließend, zentrifugal, gehemmt, und wieviele ihrer sonst noch die Sprache bereit hat, niemals hinreichen würden, um auch nur eine einzige lebendige Bewegung wirklich zu fassen, daß vielmehr stets noch ein unsagbarer Rest bleibe, der sich durch keine Häufung attributiver Bestimmungen auflösen lasse. Weil jeder Zug der Persönlichkeit als von ihr eine Seite in völliger Gleichheit niemals wiederkehrt, so tut es ebensowenig die ihm entsprechende Eigenschaft ihrer Haltung, und wie an jenem notwendig mitteilhaben ihre sämtlichen übrigen Züge, so auch an dieser alle Eigenschaften des Ausdrucksbildes. Mit Bezug auf das Schreiben gesagt: jede Bewegungsqualität wie Größe, Weite, Eile, Kurve, Winkel usw. hat in jeder Handschrift wiederum ihren besonderen Index, der sie einem und nur diesem einen System zuweist,

5*

so etwa wie eine Fläche von bestimmtem Krümmungsradius zu nur einer einzigen Kugel ergänzt werden kann. Erfassen wir in der Qualität auch diesen Index mit, so haben wir das Ganze und mit dem Ganzen eindeutig jedes seiner Teile.

Bevor wir eingehen auf das Kriterium des Wertentscheides, mit dessen Hilfe allererst solches Erfassen geschieht, werde die Tatsache selbst dem Verständnis nähergerückt. Die Handschrift, scheint es, bestehe aus Buchstaben, jeder Buchstabe aus Linien, und da jede Linie nach Breite und Länge meßbar ist, so müsse es bei nötiger Geduld und Sorgfalt zuletzt die ganze Handschrift sein, und wo bliebe dann der nicht zu verrechnende Rest! Allein so scheint es auch nur. Noch das kürzeste Schreiben bietet keinen Buchstaben in völliger Gleichheit zum zweitenmal, ist ferner voller Kurven, an denen wir nicht einmal Bruchstücke von mathematischer Bestimmbarkeit ausfindig machen und weicht endlich in seinen Geraden von der wirklichen Geraden jedenfalls weiter ab als die mit dem Lineal gezogene, an der man ihren Begriff erläutert. Um den Reichtum individueller Möglichkeiten der Schriftausprägung vermutbar zu machen hat man hie und da von graphologischer Seite in Kategorien gebrach die Abwandlungen, zu denen etwa eine so einfache Form wie da kleine deutsche i sich eignet, und bloß durch wechselweise einge führte Verdoppelung und Halbierung seiner drei Striche (nebst Ver lagerung des Druckes, aber ohne Änderung des Richtungenwinkels 21 verschiedene Formtypen herausgerechnet. Ließe man ihrer jed den Neigungswinkel in der Breite von 30—110° auch nur gradweis durchmessen, so erhielte man bereits 1680 Formen; allein sie all verhielten sich zu denen der wirklichen Handschrift doch nur wi ebensoviel verschiedene Vorlagen, von denen jede individuell au unzählige Arten variieren könnte. Fig. 23 zeigt vergrößert ur selbstverständlich schematisiert 14 Varietäten allein des Anstrich von denen die oberen sieben durch Einführung kleiner Krümmunge an verschiedenen Stellen, die unteren durch ortsverschiedene Verdic ungen und teilweise insbesondere dadurch zustande kommen, da eine leichte Druckschwellung im Strichverlauf allmählich von unt

nach oben verschoben wird. Krümmungshöhepunkt der oberen und Druckakzent der unteren Reihe könnten in Wirklichkeit aber auf jeder Linie unbegrenzt viele Örter einnehmen, ganz davon zu schweigen, daß ihrer jeweils auch zwei und mehrere möglich wären. Bietet sich aber zu unberechenbar mannigfaltiger Bewegungsgestaltung allein ein kurzer Anstrich dar, so werden wir die Handschrift nicht mehr für meßbar halten und es begreiflich finden, daß noch die kleinste Bewegung jenen persönlichen Index habe, demzufolge es nicht zweimal dieselbe Eckigkeit, Kurvigkeit, Weite, Höhe, Dicke, Schleifenbreite, Unterbrechungsdauer usw. geben könne. — Den

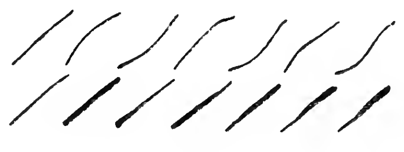


Fig. 23.

ganzen Menschen beständig durchrollend modelt sein seelischer Eigenpulsschlag jeden Zug seines Mienenspiels wie jede Bewegung seiner Finger, durchblutet den Ausdruck jeder mindesten Wallung, beprägt mit seinem Rhythmus jede Hantierung und verleiht noch den Erzeugnissen des werkelnden Töpfers, Schmiedes, Webers, Tischlers, Schusters, Maurers, Seilers eine nicht ganz zu verwischende und niemals aufzulösende »Handschrift«.

Darin liegt es begründet, daß im Ausdruck stets ein Ebenmerkliches hinreicht, um ihn von Grund aus umzuwandeln. An der Hand verschwindender und wirklich oft nicht mehr nachweislicher Änderungen bemerken wir zumal in einem bekannten Gesicht den schwachen Schatten einer ihrem Träger kaum noch bewußten Verstimmung, den kräuselnden Stoßwind der allermindesten Gereiztheit, das aus der Ferne aufsteigende Wölkchen noch schlummernder Besorgnis; unterscheiden wir mindestens hundert Arten allein nur des Lächelns vom höhnisch frechen bis zum schmelzend glückseligen und sehen in jeder, ohne was wir des Sinnes der Wandlung gar nicht innewürden, die in ihrem Fluten und Ebben lebendige Persönlichkeit. Unstreitig in

Akten der Wahrnehmung und nicht durch nachträglich hinzugefügte Überlegungen erfassen wir solches, aber alles Wahrnehmen bliebe freilich auf bloß körperliche Merkmale eingeschränkt, statt daß es jetzt über sie dahingleitend recht eigentlich ins Innere dringt, ginge nicht ein antwortendes Mitbewegtwerden in jedes Schauen des Ausdrucks ein. Schon nach Maßgabe der Verschiedenheit in Feinheit und Stärke, des Miterlebens teilhaftig zu werden, ist die Gabe des unmittelbaren Seelenerkennens von Person zu Person verschieden und bei der darin sensibleren Frau unter sonst gleichen Umständen viel beträchtlicher als beim Manne, in welchem sie überdies noch Einbuße erlitten durch die höher entwickelte Gewohnheit des Unterscheidens: da denn der Akt der Findung des Gegenstandes und vollends die Betrachtung seiner Eigenschaften das im Wesen immer pathische Erlebnis abschließt. Aber auch aus anderen Gründen steht hier der sachliche und rationale Kopf gegen den weiblich-intuitiven zurück, was uns überleite zur Betrachtung des Wertproblems.

Die Persönlichkeit, was immer sie sonst sei, ist jedenfalls ein lebendiger Organismus oder von ihm doch eine wesentliche Seite; der Organismus wiederum eine örtlich und zeitlich begrenzte Erscheinungsform des allverbreiteten Lebens. Befähigt zwar, sie in »Akte« und »Kräfte« umzusetzen, nicht aber sie jemals zu schaffen, ist der Geist des Menschen auf die Mächte des Lebens angewiesen und auf die Verarbeitung dessen, was in ruhelosem Zu- und Abströmen der Organismus davon zu fassen vermag, in den er sich kleidete. Hier nun sondern sich nach Maßgabe des Teilhabens der Lebenseinheit am universalen Leben unzählige Grade der Fülle vom alles überschwellenden Reichtum bis zu immer hungriger Dürftigkeit und legen sich für eine typisierende Betrachtung polar auseinander in den Gegensatz der substantiell lebenden und der toten Bewegtheit. Je nach dem Wesen, in welchem sie statthat, wälzt und treibt jede Wallung — sei es leises Erzittern der Seele, sei es Toben der Leidenschaft — eine andere und stets wieder andere Lebensfülle, und das Rasen des einen kann ärmer sein und geringere Tiefen aufwühlend als gewissermaßen das bloße Atmen des

anderen. Drei Schichten lassen sich in der Richtung nach innen im Ausdruck unterscheiden, die Schicht des augenblicklichen Zustandes, des seelischen Ganzen, das ihm zugrunde liegt, und endlich die Schicht des Lebensstromes, von welchem auch jener nur eine Verflutungsphase und gleichsam ein Wirbel ist. Wie wir Erlebnisse haben nur als Einzelwesen, so sehen wir auch in jedem Erlebnis das Einzelwesen, und wie wir als dieses wieder nicht beständen ohne Teilhaberschaft am Leben selber, so erfassen wir auch kein Einzellebendiges außer durch das Leben hindurch, das in ihm zur Erscheinung kommt. Aber obschon wir als selbstbeteiligt auch alle teilzunehmen befähigt sind, so hat doch die Gabe des Teilnehmens unzählige Grade auch abgesehen noch von der eigenen Lebensfülle und ist bei manchem bis nahe auf den Nullpunkt herabgesunken, gerade noch soviel übriglassend als hinreicht, um die Sprache der bloßen Bewegungsunterschiede zu verstehen und durch sie der Absichten, Strebungen und freundlichen oder feindlichen Gefühle anderer innezuwerden. Das liegt begründet in der seit Jahrtausenden einseitig geistigen Richtung der Menschheit, derzufolge sie vom Leben abgekehrt, wo nicht gar wie im neuzeitlichen Nützlichkeitswahnwitz es heftig befehdend, auf hundert Wegen immer nur einem Ziele nachgeht: dem Ziel der Ordnung.

Sollte man den Philosophen (zumal in der Gegenwart) glauben, so sähe sich der Mensch einem verwickelten System von Werten gegenüber, den logischen, moralischen, ästhetischen, ferner den politischen, sozialen, geselligen und noch manchen anderen Gattungen, und es wäre schier zu verwundern, wie er in solchem Irrgarten sich zurechtfinde. Allein in Wahrheit verbirgt sich hinter den künstlichen Zurüstungen die Tyrannei einer einzigen Forderung und eines einzigen Wertes, es verbirgt sich dahinter der Glaube an die Allmacht und Allvortrefflichkeit des Gesetzlichen selbst, der sich nun freilich in unzählige Unterbekenntnisse gabelt aus Unmöglichkeit des Versuchs, Besitz zu ergreifen von der Welt des Qualitativen, welche die Welt des Lebens ist! Was das Wollen im Verhältnis zur Wirklichkeit des Wirkens, das bedeutet seinem Wesen nach das

Denken im Verhältnis zur Wirklichkeit des Schauens: nämlich den sich immer wiederholenden Akt der Brechung des schauenden Erlebens im Medium der Norm. Wie der Willensgewohnte unwillkürlich seine »Triebe« meistert, so der Denkgewohnte die Qualitäten des »Eindrucks«, und wie jener dazu neigt, alles Geschehen nach Zweckmäßigkeiten abzuschätzen, so dieser, davon nur gelten zu lassen, was aufteilbar an äußere und innere »Gegenstände«. Unter der Doppelherrschaft des Ideals der Zweckdienlichkeit und der Sachlichkeit hat der Mensch sich seinen »Instinkten« entfremdet, hat er verlernt, den Stimmen seines Erlebens zu horchen, und steht zwischen ihm und dem Weltbild, seine Hingebung hindernd, die Schranke der immer wachen Vernunft. Nur bei Dichtern und Frauen, soweit sie noch wurzelecht, findet man uralter Tradition gemäß auch heute bisweilen noch jenes »blinde Sehertum« mit seinen Witterungen, »Ahnungen« und blitzhaften Einsichten, das dem urteilsgeschulten Geiste des Mannes abhanden kam, aber seiner Kraft und Sendung unbewußt und daher vor gefährlichen Entgleisungen niemals sicher. — Wir hätten nicht nötig, darauf soviel Gewicht zu legen, sträubte sich nicht ein hybrider Verstand energisch gegen die Anerkenntnis dieser unaufheblichsten Urteilsschranke. Nur aber erst, wer hier auf jeden geistigen Anspruch verzichten lernte, wer nicht mehr glaubt, Qualitäten zerteilen und »ästhetisch« bemeistern zu können, nur der erst hat die Möglichkeit, indem er ein wieder befreites Gefühl des Lebens hingibt, das Leben zu erschauen und, was es sei, zwar nicht aussprechen und mitteilen, wohl aber hinweisen zu können auf seine Gestalten. Wir tun das jetzt an der Hand eines jedermann vertrauten, aber selten voll gewürdigten Gedankenganges.

Wiederholt war im Verlauf dieser Darlegungen von der Einzigartigkeit der individuellen Bewegung die Rede; jetzt erinnern wir uns, daß kein Naturvorgang sich jemals wiederhole. Man könnte uns noch der Willkür in der Zusammenfassung der Bilder zeihen, wenn wir sagen, keine Wasserwelle gleiche der anderen, keine Abendröte der früheren, keine Wolkenform kehre jemals wieder; aber man wird die Vergleichbarkeit nicht mehr in Abrede stellen, wenn wir

nur solche Bilder ins Auge fassen, welche das nämliche »Ding« betreffen. Und da nun wissen wir, daß nicht nur jedes in unablässiger Wandlung befindlich — sei es Stern oder Staubkorn auf ihm, sei es lebender Körper — sondern auch keines zum zweitenmal genau denselben Prozeß durchläuft. Nicht völlig gleich ist eine Achsenumdrehung der Erde der anderen, eine Sonnenumkreisung der anderen, ist es im lebenden Körper ein Atemzug oder Pulsschlag dem anderen! Und nehmen wir vollends die Arten der Dinge, so ward es ja wieder und wieder ausgesprochen, daß keine Pappel der anderen gleiche, kein Blatt an ihr einem der übrigen Blätter, keine Rippe des Blattes einer zweiten des nämlichen! Bis in die unsichtbaren Grundgestalten den Lebens reicht, was nicht Gesetz mehr zu nennen ist, weil es von aller Gesetzlichkeit gerade das Widerspiel: die Einmaligkeit der Gesamterscheinung bei unbegrenzter Größe der Ähnlichkeiten. Nicht das Protozoon wiederholt sich, kein Infusor hat genau seinesgleichen und von den Millionen Zellen des höheren Organismus ist keine die spiegelgenaue Kopie der anderen. Wie weit wir das Lebende, ja selbst die Materie spalten, wir treffen niemals auf natürliche Wirklichkeiten, die gleich den »Atomen« der Chemie als Recheneinheiten dienen könnten. Anstelle des im Fortgang der Zeit mit sich identischen Selben des rechnenden Geistes, das beliebige Male gesetzt werden kann, bietet die Natur ein immer wieder Neues dar, der Unbegreiflichkeit des pausenlosen Fließens die Unzerlegbarkeit ihrer Gebilde hinzugesellend.

Für unser Denken nur eine Art der Verschiedenheit mit unauflöslichem Rest geht nun aber die Einzigkeit der Weltgestalt in den unmittelbaren Eindruck ein und umschreibt genau, wieviel dem erfassenden Bewußtsein sichtbar wird vom Lebenspulsschlag des Wahrnehmungsaktes. Nie alternde »Ursprünglichkeit«, immergleiche Quellnähe und in Wahrheit unerschöpfliche »Eigenart« ist es, woran das Leben der Sinne die Fackel des Schauens entzündet, in deren Schein sich Bild um Bild entfaltet. Wovon der Verstand nur weiß, indem er versagend davor zurückprallt als vor dem dunklen Saum seiner farblosen Helligkeitszone, das bildet den eigentlichen

»Schauplatz« des unreflektierten Erlebens, welches seinerseits zu erblinden droht beim Eintritt in die Zone des Urteils. — Wir werfen hier nicht die Frage nach der metaphysischen Wesenheit des Lebens auf und wie es sich zur »Natur« schlechthin verhalte; denn jener uralt-junge Neubeginn ist so sehr der Herzpunkt unserer Erfahrung von ihm, daß jeder Erklärungsversuch eben nur dies zu erklären hätte. Aus der eigenen Lebensempfänglichkeit vom »Leben« das uns aufgedrängte »Zeichen« heißt regelfremde »Eigenart« oder »Ursprünglichkeit«; und da es nur ein Leben gibt, so kennen wir damit das Merkmal seiner Gegenwärtigkeit auch im Tun und Bilden der Menschen, in ihren Bräuchen, Sitten und geistigen Niederschlägen.

Wir haben freilich den ältesten Irrtum gegen uns mit der Annahme, daß nicht vom Geist die Natur Gestalt empfange, sondern daß umgekehrt er es sei, der sie von ihr entleihe; allein wir begreifen unschwer, wie solcher Irrtum entstehen konnte. Was wirklich der Geist in die Welt gebracht: Einheit, Zahl, Gesetz, steht als außerzeitlich und bildlos zum Leben in einem nicht nur logischen Gegensatz und mußte dessen bilderndes Fließen erst in amorphen »Stoff« verwandeln, damit es gelinge, ihm künstliche Ordnungen aufzuprägen. Aller geistigen »Synthese« geht »Analyse« oder zu deutsch dem unterscheidenden Zusammenfassen die Auftrennung dessen voraus, was in ewig frischer Ursprünglichkeit jeder Fesselung widerstrebt. Da aber auch die geistige Seite des Wahrnehmungsaktes »unbewußt« bleibt, so konnte das Denken gewissermaßen in voller Unschuld die Verherrlichung der Vernunft betreiben (bereits von Plato mit wissendem Seitenblick eine Selbstverherrlichung der Philosophen genannt!), als welche aus »rohem Empfindungsstoff« allerdings eine Welt der »Dinge« schafft, und es bedarf noch eines anderen als nur des »Willens zur Denkbarkeit«, um an der Erscheinung ihre außervernünftigen Züge zu gewahren und den Ort der Betrachtung zu gewinnen, von wo aus es deutlich wird, daß auch der »rohe Empfindungsstoff« schon Ergebnis geistiger Zerlegung sei, im selben und einen Akt des Erfassens vollzogen an der Wirklichkeit der Bilder! Ist einmal das begriffen, so ist es auch der Sinn aller »Form« in

den Gebilden der Menschen: sie bedeutet den Sieg des Lebens über den Geist, des »Bildes« über den »Gegenstand«, des Rhythmus über die Regel. So wenig das Leben einer »Kraft« kann verglichen werden, so kommt doch die solcher Unterscheidung kaum bedürftige Formel der Alten, daß es *πρώτη ἐντελέχεια* oder »vis formativa« sei, der Wahrheit am nächsten, und ohne Bedenken dürfen wir am geistigen Niederschlag seine Eigenart mit dem Namen der »Form« belegen und die Grade der Lebensfülle im Ausdruck unterscheiden als Stufen des Formniveaus. —

Wir rekapitulieren. Jedes Ausdrucksmerkmal kann charakterologisch doppelt gedeutet werden: im Sinne der Bejahung von Qualitäten, welche »Kräfte« ermöglichen, oder im Sinne der Abwesenheit polarer Kräfte. Die Wahl geschieht auf Grund des Lebensgehaltes: je reicher er, umso mehr ist Bejahung geboten, je dürftiger, umso eher Verneinung. Um ihn zu finden, müssen wir ihm zuvor uns anheimgeben können auf Grund der Bereitschaft des eigenen Lebensgefühls. Das wird uns erleichtert, wenn wir der Gewohnheit entsagen, nach Ordnung und Gesetz zu suchen, und von jeder Erscheinung voll auf uns wirken lassen ihre sinnliche Einzigkeit. Alsdann offenbart sie uns nach dem Maß unserer eigenen Fülle ihre Stufe des Formniveaus als das Symbol ihres Teilhabens am Rhythmus des Lebens.

Subjektiv ist das geschilderte Verfahren, sofern es dabei unbedingt des Gefühls bedarf, dessen Steigerungen am eigenen Lebensgehalt ihre Grenze finden, nicht aber im Sinne etwa einer geschmacksmäßigen Willkürlichkeit der Wertentscheidung. Langjährige Lehrtätigkeit hat uns den Beweis erbracht, daß unter begabten Hörern schon nach wenigen Übungsstunden über das Formniveau wenigstens ausgesprochener Handschriften volle Übereinstimmung herrscht sowohl was ihren gegenseitigen Rang betrifft als auch hinsichtlich der Zuordnung zu einer von beiläufig fünf Stufen des Wertes. Sicherheit und Feinheit der Abschätzung wächst auch hier mit wachsender Übung. — Wenn wir nun nachstehend für diese fünf Stufen Bilder bieten und sie mit gewissen ausmalenden Wendungen erläutern, so

wolle man dieses nicht vergessen: was wir meinen, wird an der Hand des Gefühls gesehen, nicht läßt es sich in Begriffe kleiden, und

Fig. 24.

daß wir solche dennoch zu Hilfe holen, soll nur dazu dienen, den Blick zu lenken, das Gefühl zu wecken und, soweit möglich, seinem Abirren vorzubeugen.

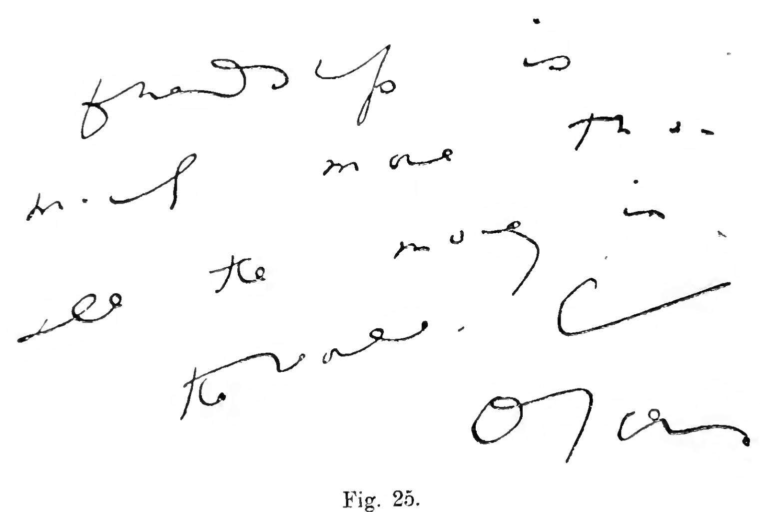


Fig. 25.

Als ein Beispiel der höchsten Stufe geben wir die Handschrift Nietzsches (Fig. 24). Trotz größter Leserlichkeit hat sie vollendete Eigenart, welche niemals aussetzend jeden Buchstaben, ja noch seine

Bestandteile stempelt, und einen perlenden Rhythmus, der die Schärfen zahlreicher Winkel spielend einverleibt[22]. Kaum wesentlich tiefer an Formgehalt steht die früher reproduzierte Handschrift Fig. 3; aber während Nietzsches Züge einen zarten Glanz verbreiten, empfiehlt sich jene durch ihre Schwere und gleichsam wogende Fülle.

Fig. 26.

Wir steigen hinab auf die zweite Stufe mit der Handschrift Oskar Wildes (Fig. 25). Der Rhythmus ist schwächer, das innere Leben dünner und leichter geworden, das Gepräge der Handschrift von weniger zwingender Eigenart, aber immer noch reich zu nennen und von biegsamer Schönheit.

Als Beispiel der mittleren Stufe, also der Durchschnittshandschrift bester Ordnung, wählen wir absichtlich die sehr sympathisch anmutende der Fig. 26[23]. Denn wir müssen bei der Abschätzung des Lebensgehalts zu scheiden lernen zwischen dem »Erfreulichen«, äußerlich Harmonischen, ge-

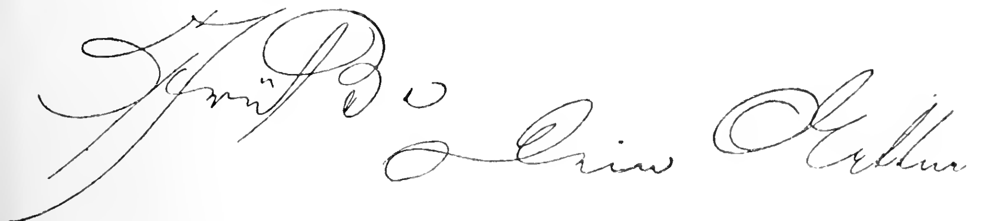


Fig. 27.

winnend Anspruchslosen und dem wirklichen Gewicht der Formen. Diese Züge sind einfach und liebenswürdig, aber verglichen mit denen Nietzsches unverhältnismäßig banaler. Mit einer aufzählenden

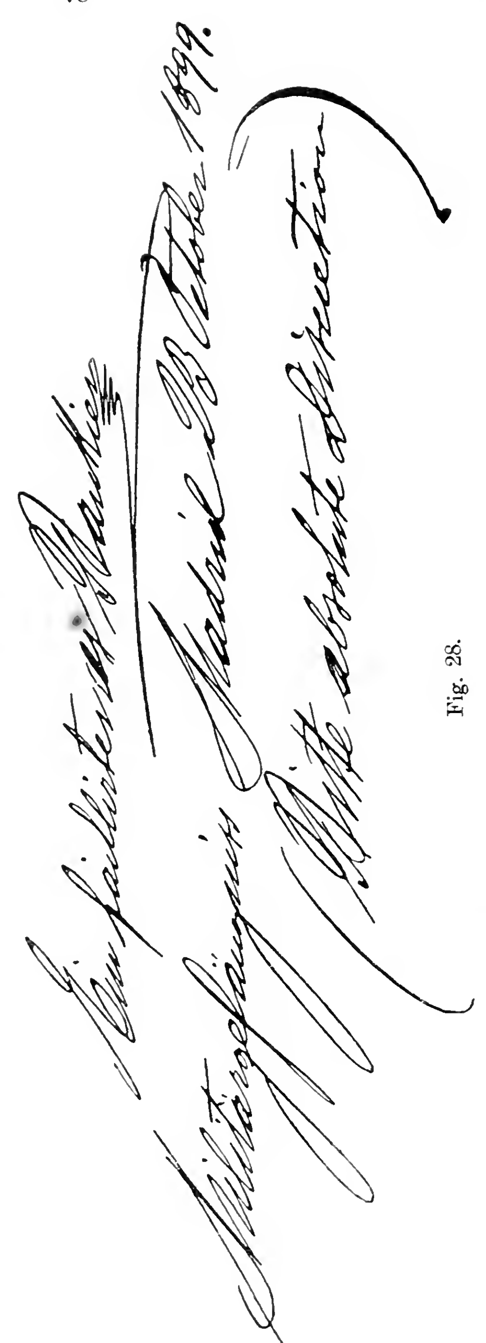


Fig. 28.

Angabe ihrer Eigenschaften betreffend Bindungsform, Weite, Höhe, Druckverteilung, Längenunterschiedlichkeit usw. blieben wir hinter ihrem tatsächlichen Bilde viel weniger weit zurück als wenn wir ein Gleiches bei der Handschrift Nietzsches versuchten, so etwa wie man zwar von einer Zeitungsnachricht über Kriegsvorgänge alles Wesentliche auch mit anderen Worten wiedergäbe, nicht aber von einem Gedicht.

Wir vertauschen indes die deutsame Mittelstufe mit einer unverkennbar negativen durch den Abstieg zur Handschrift Fig. 27. Sollte wohl jemand die innere Flachheit und Leere in diesen glatten und geschwätzigen Zügen übersehen können! Bei aller Gewandtheit, ja Routine der Federführung fehlt es doch völlig an tieferer Eigenart und der Trieb nach Formung muß sich mit Phrasen begnügen (was nebenher gesagt, natürlich nicht ausschließt, daß der Schrifturheber in sozialer und geselliger Hinsicht ein recht passabler Charakter sei!).

Angesichts der Fig. 28 endlich, welche auf tiefster Stufe steht, dürfte denn doch wohl

dem ärgsten Zweifler eine Fühlung kommen, was es mit dem »Formniveau« auf sich habe. Mau halte eine solche Schrift neben diejenige Nietzsches oder Wildes und man wird sich eingestehen, daß es unmöglich wäre, beide zu vergleichen durch Nebeneinanderstellung ihrer definierbaren Eigenschaften. Mit Angaben wie, eine sei schräger, die andere steiler, eine weiter, die andere enger,

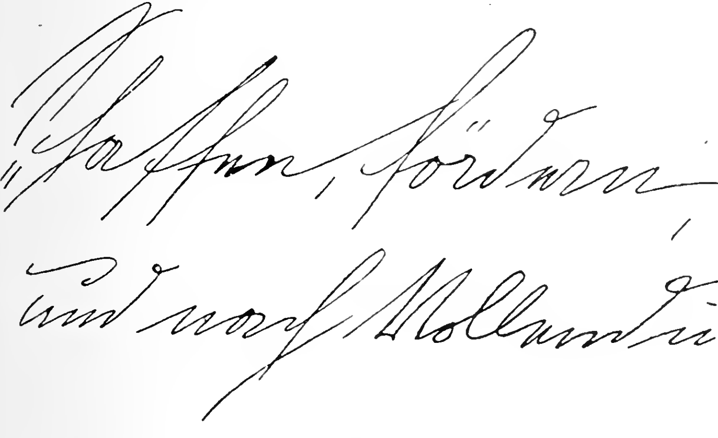


Fig. 29.

eine kurviger, die andere winkeliger, und wie weit wir es damit treiben möchten, wüßten wir schlechterdings nichts von der Unvereinbarkeit ihrer unmittelbaren Wertarome, die der Vergleichung nicht minder widerstreben wie Wasser und Öl der Mischung. Zur noch weit über Fig. 27 hinausgehenden Leerheit kommt hier ein Zug abstoßender Widrigkeit, der die innere Dürre gewissermaßen noch frech ans Licht stellt. Zudem illustriert uns der Fall, daß lebendige Eigenart so gar nichts zu tun hat mit irgendwelcher Besonderheit, die ja in übergewöhnlichem Grade vorhanden ist: man beachte das abnorme Längenverhältnis der Lettern, die sonderbare Schleifenausbildung, die Behandlung des t-Querstrichs, die Häufigkeit des Winkels, die Pastosität, die Verbundenheit, die Art der Hinzufügungen. Mit Leichtigkeit würde man aus ihren »besonderen Merkmalen« dieser Schrift einen Steckbrief ausstellen und bei verfügbarem Vergleichsmaterial den Anonymus fassen. Besonderheit mag bis zur Monstro-

sität gedeihen, das Geheimnis lebendiger Eigenart aber liegt in der immer neuen Ähnlichkeit, mit der sie oft haarscharf die Gleichheit umspielt, ohne ihr jemals anheimzufallen. — Damit man endlich nicht meine, tote Formen rührten von niedriger Bildung her, geben wir noch die Handschrift Fig. 29, die an Leerheit nichts zu wünschen übrig läßt, obwohl ihr Urheber ein Mann der obersten Bildungsstufe.

Ein Rückblick auf die Handschrift Bismarcks (Fig. 21) zeigt uns nun auch sofort deren wesentlich höheres Formniveau gegenüber jenem der anderen Willensschriften und rechtfertigt unsere Bemerkung von der größeren Tiefe und »Mächtigkeit« des Bismarckschen Willens.

V. Kapitel.
Die Gestaltungskraft.

So ausgerüstet können wir der Lösung einer Frage wenigstens näher treten, die man bisher kaum aufgeworfen, geschweige denn jemals beantwortet hat: der Frage nach derjenigen Fähigkeit des Menschen, die es ihm möglich macht, geistigen Akt und lebendigen Rhythmus in Einklang zu bringen. Von den weiten Ausblicken des letzten Kapitels zum engeren Thema zurückkehrend begnügen wir uns, sie für das Schreiben zu stellen, und knüpfen an gewisse diagnostisch wichtige Störungen an, denen seine Verwirklichung zu erliegen pflegt.

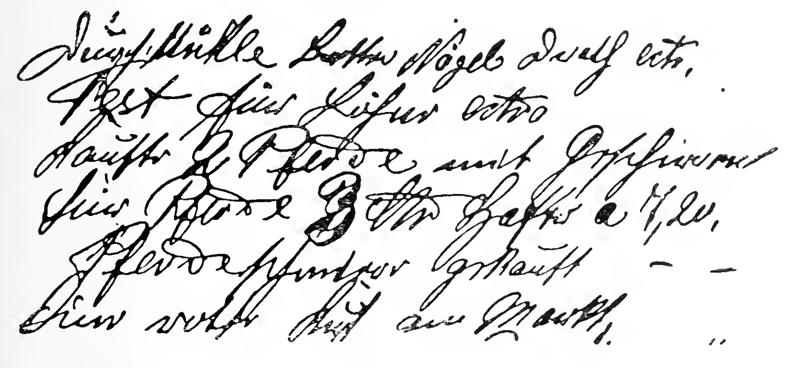


Fig. 30.

Ein Blick auf Fig. 30 zeigt uns noch etwas anderes als nur ein niedriges Formniveau, nämlich zudem eine niedrige Bildungsstufe. Niemand wird diese Schrift für die eines Gelehrten, Künstlers, höheren Beamten, Großindustriellen, Technikers, Offiziers oder Pfarrers halten, sondern sofort an die körperlich arbeitende Klasse der Menschen denken, und wirklich ist es die eines Mehlhändlers. Auch wer sich noch niemals mit Ausdruckslehre befaßte, unterscheidet leicht und oft mit überraschender Feinheit die verschiedenen

Bildungsstufen und fühlt es z. B. heraus, daß Fig. 31 eine schon etwas höhere als Fig. 30 bezeichne, aber immer noch tiefe, Fig. 1 eine noch etwas höhere, obschon keineswegs hohe, Fig. 25 dagegen eine ungemein hohe. Wenn wir nach Gründen für ein so unmittelbares Urteil über den Bildungsmangel befragt, teils auf das mühsam Unbeholfene der Linienführung wie in Fig. 30 und 31, teils und vor allem hinweisen würden auf ihr unfreies Verhältnis zur Schulvorlage, so hätten wir verborgenerweise auch dem Formniveau Rechnung getragen. Eine Schrift kann nämlich in jedem Ausmaß leserlich sein, also der Vorschrift nahe bleiben, zugleich einen Mangel an

Fig. 31.

Schlankheit verraten und dennoch den höchsten Grad von Bildung zeigen (vgl. Fig. 24); erst indem zur relativen Schulmäßigkeit des Bildes ein niedriges Formniveau hinzutritt, erhält diese den Sinn unfreiwilliger Bemühtheit und eines Sich-nicht-zu-Hause-fühlens im Medium der Schreibausübung.

Wer aber nur darum in ihr nicht zu Hause wäre, weil es ihm an Übung gebräche, wie zweifellos vielen Personen der handarbeitenden Stände, der könnte auch unmöglich sein Formniveau zu voller Ausprägung bringen. Unsere Überlegungen, soweit sie die Handschrift betreffen, sind nicht ohne Einschränkung anzuwenden auf die handschriftlichen Erzeugnisse von Kindern oder von selten schreibenden Arbeitern und Bauern. Auch durch deren Züge freilich — und zwar beim Kinde mindestens vom zweiten Schuljahre an — leuchten

Charaktereigenschaften hindurch, aber nur etwa wie das Tageslicht durch einen schweren Wolkenhimmel, der uns im Ungewissen läßt, wie hoch die Sonne gestiegen sei. Ganz ebenso, wer es erst lernt oder es niemals zu Ende lernte, sich beim Speisen der Gabel zu bedienen, ein Pferd zu besteigen, zu tanzen, zu fechten, zu rudern, zu schwimmen, auf dem Stahlschuh zu laufen, der kann in keiner dieser Tätigkeiten seinen Ausdruck entfalten und wir müssen seine Unfreiheit in Abzug bringen, wenn wir zu seinem Formniveau durchdringen wollen. Daß wir aber den Mangel an Fertigkeit wie etwa auch ein Gebrechen des Leibes in jedem Tun alsbald zu bemerken pflegen, beruht auf der Wirksamkeit eines Schätzungsvermögens, das u. a. auch für weitgehende Abweichungen von einem gewohnten Durchschnitt des Formniveaus aufs äußerste empfindlich ist. —

Allein nicht aus Mangel an Übung muß es geschehen, daß einer im Fechten, Reiten, Rudern, daß er ferner in der Ausübung des Schreibens »nicht zu Hause« sei. Sehen wir doch auf jedem Gebiete noch so eifrig fortgesetzte Übung niemals hinausgelangen über ein persönliches Höchstmaß des Könnens zufolge offenbar einer angeborenen »Begabung«! Wem sie fehlt für das Fechten, der entwickelt beim Fechten weit mindere Eigenart als er vielleicht auf der Kanzel als Redner hätte, wohingegen der formvolle Fechter möglicherweise wieder beim Reden stolpert; wem sie zum Reiten mangelt, der macht als Reiter eine schlechte Figur, so sehr er auch etwa ein überzeugender Ringer wäre; und sollte es ähnlich nicht eine Begabung zur Führung der Feder geben, derzufolge gewisse Personen gerade auf die Tätigkeit des Schreibens ihr Inneres nur g e h e m m t übertrügen?! Wenn wir z. B. hören, Schreiber der Fig. 1 sei ein Großindustrieller, der durch Besonnenheit und Tatkraft eine Fabrik aus geringfügigen Anfängen zu hoher Blüte brachte, würden wir es dann nicht für möglich oder mindestens für bedenkenswert halten, daß hier das graphische Formniveau hinter dem inneren einigermaßen zurückgeblieben infolge eines Mangels an Schreibbegabung! — Nun, eine solche Begabung gibt es wirklich oder vielmehr ein jeder hat ein gerade ihm zugewogenes Maß davon und sein Formniveau

tritt in jedem Tun unterschiedlich verhüllt oder frei zutage[24]. Ehe wir die Merkmale des Begabungsmangels speziell für das Schreiben ins Auge fassen und nach seiner tieferen Bedeutung fragen, ist eine allgemeinere Betrachtung erforderlich.

Wer sich jemals auf Reisen oder in den Museen recht mit Inbrunst versenkte in die Erzeugnisse primitiver Völker, die wunderbare Ornamentik der geflochtenen Körbe und Matten, die wie spielend geformten Töpferwaren, die Muschelschalen, Perlengeflechte, Kupferplatten, die verschwenderisch gestaltenreich ergossenen Speere, Dolche, Bogen, Schwerter, Meißeln, Äxte, Schilde, die Hörner, Trommeln, üppigen Holzschnitzereien, der trägt unfehlbar die Überzeugung davon, hier sei alles schlechterdings vollkommen, und wird nicht ohne Schmerz des ringenden, ja gequälten Zuges gewahr in aller höheren Kunst zum wenigsten seit dem Mittelalter, ganz zu schweigen von der hoffnungslosen Dürre in den sinnlichen Produkten der Gegenwart, die es ja sonst, wie wir hören, über alle Begriffe weitgebracht. Seit uns diese Welt einer gleichsam traumsicheren Fülle des Schaffens mehr und mehr erschlossen wurde, sind wir von der im Grunde sogar mißverstehenden Überschätzung des Griechentums zurückgekommen, welche das 18. Jahrhundert völlig und weite Strecken des 19. zum Teil beherrschte. Allein wir begreifen und würdigen sie als eine Stufe auf dem Wege des Gedankens aus der Gefangenschaft des Gesetzlichen zur Freiheit des Bildlichen und werden nicht zögern, den Werken des griechischen Meißels, wäre es auch nicht die vielberufene »Heiterkeit«, so doch wirklich etwas beizumessen von jener unbeirrbaren Selbstverständlichkeit und zwingenden Eigenart des Natürlichen, die sie trotz ihres geistigen Höhenklimas gleich den Schöpfungen der Primitiven mit dem Schein umkleidet, als ob sie minder gemacht als gewachsen seien. Dieselbe zwanglose Sicherheit und ihrer unbewußte Hoheit begegnet uns beim »Naturmenschen« wieder in der Biegsamkeit seiner Körperbewegungen, der taktreichen Mannigfaltigkeit seiner Tänze, die auch bei entfesselter Wildheit keines Kraftaufwandes zu bedürfen scheinen, und im vollendeten Unisono seiner heiligen

Bräuche. Was wir bei uns nur durch langen »Drill« erzielten und was dann immer behaftet bliebe mit den unvermeidlichen Härten des »Einexerzierten«, die Herrschaft des Rhythmus in einer Gemeinschaft von Menschen, das tritt uns dort als das Ergebnis einer geheimen Bindekraft und gleichsam einer vitalen Kristallisation entgegen. Rechnen wir hinzu, daß auch die schwersten Verrichtungen festlich vonstatten gehen, nämlich im Takt und nach gemeinsamen »Arbeitsgesängen«, wie wir mißverstehend die Poesie des Pflügens, Säens, Flachsbrechens, Spinnens, Webens, Flechtens, Seildrehens, Dreschens, Faßbindens, Treidelns, Ruderns, Schmiedens tauften, so fühlen wir uns versucht, dem Ausspruch des Novalis beizupflichten: Genie sei der ursprüngliche Zustand des Menschen.

Erst indem der Mensch diesem Zustand einer ursprünglichen Genialität, richtiger des triebhaften Einklanges mit dem Naturleben bei zunehmender Geisteskultur entwuchs und ihn schließlich ruckartig einbüßte mit dem Hereinbruch der »Zivilisation«, hat sich an Stelle seiner das Phänomen der Einzelgenies oder, bescheidener gesprochen, der individuellen Begabungen entwickelt, die, wie wir noch sehen werden, zuletzt einer bestimmten den Vorrang gelassen. Ohne Frage auch bei den »Naturvölkern« scheiden sich die Personen nach Gewerben und Kunstfertigkeiten, und gar bei den Griechen finden wir von den großen Begabungstypen recht eigentlich schon Musterbilder; allein wir brauchen nur an die (mit Einschluß der Frauen) allverbreitete Gabe der dichterischen Improvisation bei jenen und das Zurücktreten der Künstlernamen bei diesen zu denken, eingerechnet den Umstand, daß bis in die hohe Blütezeit die größten Leistungen unter der herrschenden Idee des Mythos standen, um den gewaltigen Unterschied gegen denjenigen Zustand zu ermessen, der uns mindestens seit der Renaissance geläufig geworden. Man kann, was sich hiermit begeben, von vielerlei Seiten und aus dem Gesichtswinkel sehr verschiedenartiger Einsichten betrachten, uns soll es hier nur in Rücksicht auf die Lehre vom Ausdruck beschäftigen.

Aller Ausdruck ist unwillkürlich, nicht gleichermaßen die Tätigkeit des Tanzens, erst recht nicht die Verrichtung gemeinsamer

Bräuche, ganz und gar nicht mühsamer Arbeiten, geschweige denn der Gebrauch irgend eines Werkzeuges, sei es zu nützlichen sei es zu Luxuszwecken. Wenn wir nun gleichwohl den Tanz wie allein vom Pulsschlag des Lebens hervorgebracht, die Arbeit gleichsam gespielt und die Werke der Menschenhand so störungslos und wie aus sich selbst geworden sehen, daß wir nur schwer uns der Mühen ihres Schöpfers erinnern, so will das sagen, sie seien mit den Ausdrucksformen in ebenderselben Lebensnähe und der Wille in ihnen bleibe verschmolzen mit den Mächten des Blutes. Indem es auf dieser Stufe der Entwicklung offenbar das Leben selber ist, das in den Zwecken der Menschen zu geistiger Wachheit kommt, so schlägt auch ihr Wollen unbemüht die Bahnen des Lebens ein und hat darum seinerseits den Wert einer Ausdruckserscheinung. Im Ergebnis das Gleiche, obwohl nicht auf dem nämlichen Wege, gewinnt in jedem bedeutenden Werke der Kunst Gestalt: der Hiatus von Tat und Ausdruck ist in ihm ausgeglichen. Während jedoch auf der Urstufe ein solcher Hiatus noch gar nicht bestand, so erfordert er, einmal vorhanden, auf der höheren eine eigentümliche Richtung und Kraft des Wollens, die zwar wie jegliches Wollen übungsfähig, ihrer Anlage nach doch natürliche Gabe ist, nämlich eine auf die möglichen Gebiete unseres Wirkens unterschiedlich verteilte Gestaltungskraft. Wir sind nun der Meinung und müssen noch kurz für die zunächst befremdende Überzeugung Gehör erbitten, daß jede Begabung eine Form der Gestaltungskraft, d. h. wesentlich Fähigkeit zu differentiell gesteigertem Ausdruck sei. Vorerst jedoch verfolgen wir den obigen Gedanken weiter.

Die im engeren Sinne geistige Entwicklung der Menschheit beginnt mit der Loslösung des Willens von den Trieben und der immer fortschreitenden Verselbständigung abstrakter Zwecke. Die Tatsache selber bedarf keines Beweises. Wir erinnern nur an das verwickelte Getriebe des Staates, wo eine verschwindende Minderheit Tätigkeiten ausübt, die ihrer Neigung entsprechen, während ungezählte Tausende einfach um der Erhaltung willen tagtäglich Arbeiten verrichten, die mit ihrem Wesen nicht das geringste zu tun haben. Erst auf

dieser Stufe büßt die Arbeit den spielenden und festlichen Charakter ein, entschläft das begleitende Lied, breitet sich wie ein dicker Nebel der »Ernst des Lebens« aus und tritt an die Stelle gleichmäßig schwingungsbereiter Freudigkeit ein intermittierendes Vergnügungsbedürfnis. Damit aber hat sich die Trennung von Handlung und Ausdruck vollzogen; jene ist ausdruckslos oder, wie man sagt, mechanisch geworden, dieser umgekehrt findet sich für die längste Zeit im Menschenleben als überflüssige, wo nicht gar lästige und störende Zutat ausgeschaltet. Alle Versittlichung und Vergeistigung der Menschheit geschieht um den Preis einer unabsehlichen Unterdrückung des Ausdrucks.

Wir haben im dritten Abschnitt unserer »Probleme der Graphologie« unter dem Titel »Die persönliche Ausdrucksschwelle« dieser Seite der Sache eine Monographie gewidmet, die Wirkung davon auf das Triebleben selbst untersucht und die Folgeerscheinungen für die Charaktergestaltung wenigstens in Umrissen dargetan. Nur wer gründlich vertraut ist mit dem Wesen der Ausdruckshemmung, ihrem unterschiedlichen Verhältnis zu den lebenbejahenden und lebenverneinenden Regungen, den Kompensationsvorgängen, zu denen sie Anlaß gibt, hat den Schlüssel zum Verständnis des habituellen Verbrechertums sowie der heute gewöhnlichsten Spielart des hysterischen Charakters. Hier begnügen wir uns mit einem Fingerzeig.

Eine über das Maß gesteigerte Ausdruckshemmung verurteilt ihren Träger zu dauernder Willensbemühtheit und nimmt mehr oder minder seinem Sichbewegen überhaupt die Unbefangenheit des Willkürlosen. Je nachdem ob er tieferer Anlage gemäß darein sich wenigstens äußerlich ergibt oder aber den Anschein des Gegenteils davon erzeugen möchte, entsteht der gehemmte und ringende oder sich übersteigende Ausdruckstypus. Nur von jenem wollen wir noch die wichtigsten Züge entwickeln, während wir für diesen ganz auf das erwähnte Kapitel unseres Buches verweisen. — Im schlechtweg Ausdrucksgehemmten fehlt es allgemein an Stärke der Gestaltungskraft, um auf irgend einem Gebiete die Kluft zu überbrücken, die sich zwischen seinem Willen und seinen Trieben aufgetan. Wie er

nun diese wohl oder übel in sein »Inneres« verschließen muß[25], wo er sie liebevoll hegt und um ihrer Verborgenheit willen mit neuen Werten schmückt, so andrerseits vermag sich sein Tun nirgendwo siegreich freizumachen vom Zwang des Schablonenhaften, verrät aber doch ein sich sträubendes Innenleben durch Züge sei es auffälliger Starrheit und rhythmenfeindlicher Härte, sei es der Gequältheit, ja Gebrochenheit. Ein treffliches Beispiel gibt für die Handschrift Fig. 32. Nur erst bei weitgehender Schulung erkennt man hier den Mann von höchster Bildungsstufe, während der mindergeübte Betrachter bestenfalls eine mittlere ansetzen würde, indem er die verhältnismäßige Unfreiheit der Züge gegenüber der Schulvorlage als ein Nichtverwachsensein mit ihr in Anschlag brächte. Daß sie in

Fig. 32.

Wirklichkeit das Ergebnis einer allgemeinen Ausdruckshemmung, welche die Haltung des Schrifturhebers nicht nur beim Schreiben in die Nähe der Regel bannt, ergibt sich aus dem Widerspruch zwischen druckstarker Festigkeit und dem übergewöhnlichen Schwanken der Schriftelemente, hinzugerechnet die fast ängstliche Kargheit der Formgebung und eine Häufigkeit des Winkels, die in solchem Zusammenhange des bloßen Unvermögens zur gleitenderen Fügung des Kurvigen verdächtig ist. Hier müßten wir das äußere Formniveau erst um den Betrag der mutmaßlichen Ausdruckshemmung höherschrauben, wenn wir das innere richtig einschätzen wollten.

Die Verinnerlichung der Ausdrucksohnmacht kann eine Art von Größe haben und, wo sie der Notweg wirklicher Tiefe ist, als Ersatz für die fehlende Form noch einen Stil der Entzweiung erzeugen. Das geschah welthistorisch in der architektonischen Fraktur

der Gotik, wo das Zersplittern nordischer Lebensmystik am überwindenden »Gesetz« des Christentums sogar zu ewigen Monumenten geronnen. Was die gewaltigen Kathedralen durch die Mächtigkeit ihrer Entwürfe und die Vielgestaltigkeit der Glieder verschleiern, das tritt unverkennbar zutage angesichts z. B. der Gemälde eines Dürer, wo auch in den gelungensten die Gestaltungskraft versagend zurückbleibt hinter dem Ausschweifen der entsinnlichten »Idee«. Wenn man gleichwohl schwerlich Erscheinungen fände, woran sich der Stil — im Gegensatz zur Form — schärfer verdeutlichen ließe als am Wesen der Gotik, so liegt darin für die Wissenschaft vom Ausdruck die Lehre, daß er, funktionell angesehen, überhaupt zu erwachsen pflege aus dem leidenschaftlichen Ungenügen an geistgehemmten Gestaltungskräften. Wo immer wir ein streng stilisiertes Verhalten finden — nicht eitle Künstelei und erst recht nicht antikisch formvolle Lebenshaltung — haben wir diagnostisch zu fahnden nach unerfüllbaren Ausdruckswünschen. Auch an der Stilisierung Fig. 2 haben sie, wie wir gesehen, teilgenommen, obschon gemeinsam mit einem minder gewichtigen Spieltrieb. — Nach diesem Intermezzo kehren wir zur Frage der spezifischen Begabung zurück.

Daß sie bestehe und daß, wenn sie bestehe, kein Gebiet menschlichen Tuns von ihr ausgenommen, darüber dürfte heute kein Zweifel mehr sein. Hat doch die herrschende Psychologie, soweit sie den Charakteren Beachtung schenkte, gerade die Begabung mit Vorliebe zum Gegenstand ihres Forschens gemacht, aber freilich mit derselben verhängnisvollen Einseitigkeit, die aus geistesgeschichtlichen Gründen auch sonst ihre Spur bezeichnet. Heimlich noch immer beherrscht vom englischen Glauben an die Zusammensetzbarkeit der Bewußtseinsinhalte aus angeblich »einfachen« Rezeptionen der Sinnessphäre, nimmt sie musikalische, dichterische, malerische Begabung in erster Linie als jeweils besondere Empfänglichkeiten und Auffassungskräfte für Töne, Farben, Worte und deren Seiten oder Zusammenhänge. Nun gibt es sicher betonte Empfänglichkeiten, allein wir möchten um Beifall für den Gedanken werben, daß ihrer jede nur eine Folge sei der Vorherrschaft einer Ausdrucksgabe, wenn auch gewiß be-

fähigt, von ihr sich teilweise freizumachen. Nur mit Empfänglichkeiten bringt man es bestenfalls zur Psychologie des Zuschauers, der eine phylogenetisch späte und jedenfalls bloße Folgeerscheinung des geistig Schaffenden ist, und das will sagen, des Trägers betonter Gestaltungskräfte. Zwar wendet sich jedes Gestalten an ein Empfangendes, sogar schon in der Seele des Gestalters selbst, sich steigernd an seinem Widerhall; aber das Echo bedarf zu seiner Entstehung des ursprünglichen Schalles und den erzeugt keine bloße Empfänglichkeit. Nicht das macht den Tondichter, daß er Töne und ihre Verbindungen behalte, nicht das den Bildhauer, daß er an zahllose Raumformen denke, nicht das den Maler, daß er den Kopf sich mit Linien und Farben fülle, sondern jeweils darin besteht ihre herrschende Fähigkeit, daß sie ihr Inneres leichter und besser als Unbegabte in Farben, Formen, Tönen auszusprechen imstande sind. Indessen, auch wenn man den Anteil der Gestaltungskraft wesentlich niedriger veranschlagen will, so genügt uns schon das, wie wir glauben, unvermeidliche Zugeständnis, daß die Begabung ohne sie jedenfalls nicht gedacht werden könne. Versuchen wir daher den Sinn der Gestaltungskraft deutlicher anzugeben.

Es ist nicht der gewöhnliche Fall, daß die Ausdrucksbewegung infolge wachsender Verselbständigung des Willens das Zwanglose ihres Ablaufs verliere und sich verinnerliche wie bei den Ausdrucksgehemmten, sondern gemeinhin wird die Willkür einfach über die Automatismen Herr, sie gleichsam entseelend und in immer physiognomielosere Abläufe überführend. Während im Ausdrucksgehemmten doch wenigstens eine Auflehnung bleibt, die ihn bestenfalls sogar zur Umstilisierung der Regel in der Richtung auf charaktervolle Härte befähigt, so nimmt der Gelehrige sie schlechtweg an und liefert die natürliche Eigenart seines Tuns kampflos um den Besitz nützlicher Fertigkeiten aus[26]. Im Verhältnis zu ihm können wir nun den Begabten als denjenigen bestimmen, welcher die Fähigkeit hat, mit seiner Eigenform die Schablone zu überwältigen. Der Schreibgelehrige z. B. wird es rasch zu einer ausdruckslosen »Schönschrift« bringen, in allen Formen Sauberkeit und Glätte zeigen und

bei besonderer Fertigkeit einen Rekord aufstellen in leserlicher Schnellschrift, der Schreibbegabte hingegen, auch wenn er an Gewandtheit hinter jenem zurückstehen sollte, wird seiner Schrift ein Gepräge verleihen und darin sein Inneres zum Ausdruck bringen. An Schreibroutine kann sich ein Nietzsche gewiß nicht messen mit dem federgewandten Urheber der Fig. 27, aber das hat seine Gestaltungskraft nicht zu hindern vermocht, die Züge seiner Handschrift mit dem vollen Ausdruck des Lebens zu durchwirken[27]. Das Wesen der Begabung, soweit sie Gestaltungskraft ist, besteht in der Fähigkeit, irgend ein Tun bis an den Rand mit Ausdruck zu füllen. Nun ist die erzeugende Kraft des Tuns der Wille, des Ausdrucks aber ein Trieb und zwischen beiden keinerlei Bündnis möglich, wohl aber Herrschaft des einen und Unterordnung des anderen. Auf der Urstufe hält der Trieb und in ihm das Leben den Willen gefangen, auf geistiger tritt freiwillig der »Kopf« die Gefolgschaft des »Herzens« an, wo er sein Wirken an dessen Pulsschlag entzündet. Das Interesse des Bildners in uns wird ganz allein vom Wunsch nach lebendigstem Ausdruck bestimmt und der Verstand wählt schon erfassend aus und der Wille verengt sich im Dienste einer Art der Äußerung. Wir zeichnen hier nicht mit seinem Maß und Übermaß das Bild des echten Künsters, in welchem die Selbstbindung des Willens zum Prinzip des Charakters geworden, sondern beschränken uns auf die Begabung als Eigenschaft und Funktionsform, indem wir am Beispiel derer des Schreibens erläutern, daß sie notwendig zugleich eine Richtung des Urteils, ja des gesamten Erlebens sei. Dabei kommen wir rascher zum Ziel, wenn wir den Gedanken umgekehrt, nämlich von oben nach unten verfolgen.

Neben den Begabungen, die sich wie Musik, Plastik, Architektur auf die Formung eines sinnlichen Materials beziehen, scheint es rein innerliche zu geben, wie z. B. die Denkbegabung. Wir vergessen aber nicht, daß man niemals ohne Namen denke, sowenig darum Sprechen und Denken identisch sind, und daß die Entwicklung des Geistes Punkt für Punkt der Entwicklung der Sprache folgte. Wir halten es für erweislich, wenn auch nicht hier der Beweis erbracht

werden kann, daß der Mensch sich zu urteilender Besinnung erst auf Grund schon vorhandener Sprachlaute erhob, nicht umgekehrt solche hervorbrachte auf Grund von Urteilsimpulsen. Wie es aber damit auch bestellt gewesen, jedenfalls ist das laute Denken dem leisen vorhergegangen. Bis in die früheste Zeit hinein läßt sich ein Doppelgebrauch des Wortes verfolgen: der expressive und der mitteilende. Jener hat sich bei allen Völkern zur Poesie entwickelt, dieser zur Sprache des Marktes und der Wissenschaft, und daran wenigstens kann kein Zweifel sein, daß auf primitiver Stufe der dichterisch ausdrückende Wortgebrauch vor dem sachlich nur mitteilenden in einem uns kaum mehr faßlichen Grade den Vorrang besessen. Dafür spricht nicht nur das üppige Schlingkraut der universal verbreiteten Volkspoesie, sondern weit mehr noch der Umstand, daß ein dichterisch schmückendes Element auch den Mitteilungen des Naturmenschen beim Handeln, Beraten, Gerichthalten ein von den unsrigen so ganz verschiedenes Gepräge gibt und sie fortwährend, freilich zur Lust des Sprechers, der Gefahr aussetzt, sich in Gleichnisse und Fabeln aufzulösen. Von den Buschmännern hören wir, daß sie sich im Dunkeln nur schwer unterhalten können, weil von ihrem Sprechen noch gar nicht die Mimik zu trennen sei. Bekannt ist der Reichtum grammatischer Formen und ihre »unpraktische« Klangfülle in den primitiven und selbst noch in den antiken Sprachen, wohingegen von den Neueren es wieder das nüchterne Volk der Engländer in der Abschleifung und Reduktion am weitesten gebracht. Im selben Maße aber, wie in Sprache und Sprechen die Freude am Ausdruck den Vorrang hat, erscheint auch das Denken von ihr bestimmt, und bleibt, verglichen mit unserem streng gegenständlichen, sogar im Altertum ein vorwaltend darstellerisches. Jakob BURKHARDT, der hervorragende Kenner der Antike, hat zugleich Größe wie Grenze der griechischen Geistigkeit mit dem Satz umschrieben, daß ohne Gespräch die Entwicklung des Geistes bei ihnen nicht wäre denkbar gewesen und daß Agora und Symposion als die beiden großen Stätten der Konversation auch ihre Philosophie zur Blüte getrieben[28]. Wieviel artistische Ausdrucksfreude an den Überraschungen der

Dialektik steckt doch selbst in den Dialogen eines PLATO, mit Bezug auf den KANT von der antiken Gedankenführung das sicher ungerechte, aber von ihm aus gar wohl verständliche Wort geprägt, sie sei die Kunst »wortreich zu schwatzen«! Kurz, auch der mitteilende Wortgebrauch hat ursprünglich noch expressiven Charakter und Hand in Hand damit bleibt das Denken auf dichterische Figürlichkeit und rhetorische Wirkungen angelegt und die Begabung dazu ist wesentlich eine Begabung zu lebendiger Rede.

Von den beiden Seiten des Sprachgebrauchs ist es nun aber die mitteilende, die sich, zuerst wohl im Dienste von Botschaften und Vereinbarungen, den stummen Bewahrer des Wortes, die Schrift, erschuf[29]. Erst mit der Gewöhnung, lesend zu hören, ohne des Ohrs zu bedürfen, und mit der Fähigkeit, tonlos zu reden durch Schreibausübung, befreite der Mensch in der Sprache die schlechtweg bezeichnende Funktion von der dichterisch expressiven und entwickelte er an der Hand des verinnerlichten Sprechens, das nurmehr von schwachen Flüsterbewegungen begleitet ist, den mit sich allein unterhaltungsfähigen »Denker«. Während wir auf primitiver Stufe den Menschen uns zwar zeitweilig stumm und insichversunken, nicht aber nachdenklich vorstellen dürfen, weil jegliches Denken in ihm nach Ausdruck heischend sich entweder in Gesang entlüde oder in Äußerungen zu seinesgleichen, so herrscht auf zivilisierter der scheinbar ausdruckslos »denkende« vor, welcher in Wirklichkeit lautlos sprechen gelernt, gestützt auf das Ausdrucksmittel der Schrift. Die Denkfähigkeit im engeren Sinne sproßt aus derselben Wurzel wie die sich im Schreiben äußernde Darstellungsgabe, und es muß die Entwicklung beider Schritt für Schritt Parallelen zeigen.

Man hat viel hin und her gestritten, was eigentlich »Bildung« sei, und doch reichen wenige Tatsachen hin, jeden Zweifel darüber zu zerstreuen. Wenn man von heutigen Kulturstaaten irgendeinem, z. B. etwa Rußland, Bildungsmangel vorwerfen möchte, so pflegt man die mutmaßliche Zahl der Analphabeten anzugeben, und bekundet damit, daß man denjenigen für einen »Ungebildeten« halte, der nicht schreiben könne. Dementsprechend ist die Scheidung in

»Gebildete« und »Ungebildete« erst seit der Renaissance allmählich üblich geworden, während sie solchen Kulturen unbekannt blieb, die wie das Altertum und das Mittelalter eine sinnliche und gesellige, nicht aber eine abstrakte Bildung erstrebten. Wir heute haben es fast vergessen, daß jede Gestaltungskraft, abgerechnet allein die wissenschaftliche, der Schriftkenntnis entraten könne, und hören nur mit höchster Verwunderung, daß die mehr als 40000 Verse des finnischen Kalewala mindestens sechs Jahrhunderte hindurch von Geschlecht zu Geschlecht *mündlich* überliefert wurden, oder gar daß der Dichter des Parsifal weder lesen noch schreiben konnte! Indem wir nämlich das abstrakte Denken dem konkreten, die »Intelligenz« überhaupt der Leibes- und Kunstgeschicklichkeit überordneten und an die Spitze aller Begabungen die des begrifflichen Urteils stellten, so mußte der Schriftbesitz für uns zum Symbol der Überlegenheit schlechtweg und ihr Nichtgebrauch zum Zeichen eines Mangels an »Bildung« werden, den wir schwer noch mit genialer Leistungsfähigkeit vereinbar finden. Innerhalb derer, die alle schreiben können, hat sich nun zwar die Bildungsgrenze nach oben verlagert, allein wir brauchen nur dem Fingerzeig der Begriffsentstehung zu folgen, um sie mit Sicherheit als dort verlaufend zu kennzeichnen, wo die Fähigkeit beginnt, *die eigenen Gedanken ohne Rücksicht auf Mitteilungszwecke schriftlich auszudrücken*[30].

Wir haben damit den Punkt erreicht, wo sich uns das Wesen der Schreibbegabung von selbst erschließt. Wie die Fähigkeit des inneren Sprechens, d. i. des Denkens im engeren Sinne, mit der Verbreitung der Schrift überhaupt beginnt, so entspricht ihrer Steigerung zum Typus des »reflektierenden« Menschen die Schreibbegabung oder die im Schreiben sich veräußernde Gestaltungskraft, und im wesentlichen dem persönlichen Grade des Reflexionsvermögens die Enge der Wahlverwandtschaft zur Schreibbewegung. Wer auf konkrete und sinnliche Gegenstände gerichtet ist wie der Künstler, Techniker, Praktiker, der hat keine so nahe Beziehung zum Symbol des Begrifflichen, dem geschriebenen Wort, wofern er nicht im Buchstaben statt des Zeichens die ornamentale Linie sieht, die sich jedoch nur

künstlerisch, nicht aber handschriftlich aneignen läßt[31]. Dagegen ergeht sich im Medium des Schreibens der Theoretiker, der »homo litteratus« und »Schriftsteller«, für den ja sein Inneres erst »Gestalt« gewinnt, wenn er es »zu Papier gebracht«. Er hat zum Schreiben die größte Lebensnähe und stellt sein Formniveau darin freier dar als der sinnliche und konkrete Charakter. Nicht nur ein Mangel an Ausdruckskraft also hemmt in der Handschrift den Pulsschlag des Innenlebens, sondern auch der Mangel an natürlicher Beziehung zum geschriebenen Wort, welches ein und derselbe ist mit dem Mangel an Abstraktionsvermögen und mindestens einen Teil ausmacht des Mangels an »Bildung«. Wohl entwickelbar ist die Gabe der »Bildung«, erlernbar aber ebensowenig wie tonkünstlerische, dichterische, architektonische Befähigung, weshalb sie gleich dieser auch nur phylogenetisch entsteht und innerhalb verschiedener Rassen und Völker eine jeweils spezifische Höhe erreicht. Darum wer z. B. als eine mehr praktische, gesellige oder materielle Natur zufällig in die Wissenschaften geriet, sich mit Kenntnissen belud und vielleicht sogar viele und dicke Bücher schrieb, hört durch seine Schriftzüge doch nicht auf, seine ursprüngliche Unverwandtschaft zur Sphäre des reinen Gedankens zu enthüllen. Ebensowenig wie das Formniveau kann jemals die Gestaltungskraft, und zwar weder im allgemeinen noch für das besondere Gebiet, durch die größte Bemühung persönlichen Wollens auch nur um ein Haarbreit gesteigert werden. Lebensfülle wie Bildnergabe sind feste und dispositionell angeborene Größen, die wir beide veranschlagen und gegeneinander abwägen müssen, wenn unsere Schlüsse vom Ausdruck auf die Persönlichkeit unantastbaren Grund haben sollen[32]. —

Nun scheinen wir freilich zur Bemessung der Bildungsstufe das Formniveau schon vorauszusetzen, während doch gerade jene bekannt sein müßte, damit wir veranschlagen könnten, wieweit sich dieses im Ausdruck enthülle. Indessen hier kommen uns andere Merkmale zu Hilfe. Hochgebildete Handschriften weisen selbst bei ausladenden Formen in den Verbindungsstücken stets zweckmäßige Kürzungen und in den Einzelformen durchweg eine eigene Ge-

schmacksrichtung auf, wofür man die übrigens so verschiedenen Züge wie der Fig. 32, Fig. 25 und Fig. 24 vergleiche im Gegensatz etwa zu den ausgesprochen ungebildeten der Fig. 30 und den halbgebildeten der Fig. 1. Daß im übrigen gerade hier der Wissenschaft des Ausdrucks noch viele und verwickelte Aufgaben harren, deren Lösung nur ein ganzer Stab gewissenhafter Forscher versuchen könnte, braucht kaum betont zu werden[33]. Nur auf eine der sich andrängenden Fragen werde zum Schluß noch ein Blick geworfen.

Für manchen erleichtert sich die Findung des Formniveaus durch eine bloße Änderung des Namens. Es könnte ihm nämlich passender scheinen, die handschriftlichen Züge etwa eines Nietzsche und Wilde (Fig. 24 und Fig. 25) nicht sowohl lebensvoller als vielmehr »durchgeistigter« zu nennen und er behielte auch mit dieser Bezeichnung recht, so sehr sie zunächst gerade das Gegenteil der unsrigen zu besagen schiene. Nach den vorangegangenen Darlegungen wissen wir, daß auf kultureller Stufe »Form« nur entstehe durch Wiederverschmelzung eines Tuns mit dem Ausdruck, eines Geistigen also mit dem Vitalen und daß eben darin die Gabe zur gestaltenden Offenbarung des Lebens liege, seinen Pulsschlag fühlbar zu machen bis in die Höhen des Geistes. Statt zu sagen, das Leben habe mit seiner Woge den Geist ergriffen, kann man auch umgekehrt ihn in jenes hinabgesenkt denken und zum wenigsten für ein von Zwecken und Begriffen geleitetes Menschentum an seinen Werken und Ausdrucksniederschlägen »Form« die Durchgeistigung des Sinnlich-Vitalen nennen. Ganz besonders gäbe zu solcher Gegenbezeichnung Anlaß die Form der abstraktesten und am meisten unsinnlichen Tätigkeiten wie z. B. des Schreibens und es würde dadurch vor Augen gestellt, daß nur derjenige seine lebendige Eigenart mittelst der Handschrift ganz zu erschließen vermöge, dessen Vitalität, ob von großer oder geringerer Fülle, bis in die Höhenschichten des Geistigen walte. Betrachten wir die Sache einen Augenblick von dieser Seite, so erkennen wir sofort den Grund für die im Vergleich mit den Handschriften der Männer wenigstens durchschnittlich niedriger verlaufende Formkurve derer der Frauen.

Von den modernen Emanzipationsbestrebungen abgesehen ist die Frau in der bisherigen Weltgeschichte Träger des Vitalen und Seelischen, der Mann Träger des Geistigen und damit der »Bildung« gewesen, was wir selbst heute, wo die Unterschiede im steigenden Tempo sich verkehren, mit unserem Bildungsmesser für die beiderseitige Mehrzahl bestätigen können. Man weiß, wieviel bezwingende Natürlichkeit Frauen in Briefen entfalten, und wie gleichwohl gerade die genialsten Briefschreiberinnen nicht selten versagen, wenn vor die Aufgabe gestellt, eine Abhandlung zu liefern. Der echte Brief nämlich gibt keinen Gedankenausdruck, sondern teilt etwas mit

Fig. 33.

und bedient sich dabei der schriftlichen Form als eines bloßen Ersatzes, nicht aber als eines selbständigen Mediums. Es heißt noch nicht, in diesem »zu Hause sein«, wenn man gelernt hat mit Hilfe von Feder und Tinte zu sprechen! Und ebensowenig ist es nun gemeinhin die Frau in der Schreibausübung! Ihre gestaltende Kraft, die auf Gebiete des Lebens geht, deren hohen Sinn nur die Urzeit gewürdigt — sie ist die Schöpferin ältester Weistümer — dringt nicht bis in die Gletscherzone des abstrakten Gedankens vor und ist darum nur in spärlichen Ausnahmen befähigt zur Durchseelung der Handschrift. Man betrachte zum Beleg etwa die wenig physiognomievollen Züge der Handschrift Fig. 33, welche den Durchschnittsduktus einer vielgelesenen und bedeutenden Autorin geben. Mehr noch als die Handschriften der Berufsarten und Stände müssen wir darum diejenigen der Frauen und Männer mit verschiedenen Maßen messen und das Formniveau jener unter sonst gleichen Umständen um den Betrag der Kleinheit ihrer Schreibbegabung höher bewerten, um der wirklichen Fülle ihres inneren Lebens gerecht zu werden. — Aus einer vieljährigen diagnostischen Erfahrung

fügen wir hinzu, daß die ›moderne‹ Frau, soweit sie dem Manne ähnlicher wurde, weit mehr sich der Eigenschaften seines Willens als seiner Geistigkeit zu bemächtigen wußte. Wie man sieht, auch unser Wissen von den Geschlechtern dürfte durch die Untersuchung des Ausdrucks noch manchen wertvollen Zuwachs erfahren.

Anhang.

[1] Die wissenschaftlichen Grundlagen der Graphologie, Jena 1901, S. 59. Ferner besonders Berichte der deutschen graphologischen Gesellschaft, 1897, S. 26. Graphologische Monatshefte, 1900, S. 134.

[2] Die Probleme der Graphologie. Barth, Leipzig 1910. Vgl. vor allem den zweiten Abschnitt: »Die Willkür in der Handschrift«, S. 9—49.

[3] Vom Miterlebnis, das sich zur Mitleidenschaft steigern kann, wohl zu unterscheiden ist das sprachlich sog. Mitgefühl. In ihm bildet das zwar auch unentbehrliche Miterlebnis die bloße Voraussetzung für gewisse Eigengefühle des Miterlebenden zum Gegenstande, auf den sich sein Miterlebnis bezieht. Und zwar führt in erster Linie die Liebe zum Mitleid, Mitgefühl usw. mit anderen, worüber wir genauer gehandelt im Rahmen einer Arbeit zur »Charakterologie des Verbrechers« (Österr. Rundschau, Juni 1912).

Wenn im übrigen die psychologisch zutreffende Ansicht von der Wahrnehmbarkeit fremder Gefühle nur durch ein Miterleben hindurch noch so wenig Eingang fand, so liegt das unzweifelhaft an dem ihr eigenen Widerstreit mit der ungeschulten Selbsterfahrung des »gesunden Menschenverstandes«. Angesichts der seit alters bekannten Freude der Menschen am Unlustbereiten — vom Schauvergnügen an grausamen Folterungen in robusteren Jahrhunderten bis zur heute raffiniert ausgebildeten Technik des Höhnens und Herabsetzens mit nadelfein verletzenden Worten — will es so garnicht einleuchten, daß der Peiniger die Peinen seines Opfers miterlebe! Und doch könnte schon zweierlei stutzig machen: einmal daß die Mittel des Unlustbereitens genau dem Empfänglichkeitsgrade des Ausübenden entsprechen und sich z. B. »verfeinern«, wenn wie heute die allgemeine Schmerzempfindlichkeit äußerst gestiegen ist, ferner aber die Möglichkeit des Übergehens der Grausamkeit in siegreiche Mitqual und heftigste Unlust. Im letzteren Falle, aber auch nur erst dann, hat sich das Miterlebnis in das gleichartige eigene verwandelt, während es zuvor schon um deswillen von ihm verschieden blieb, weil es nicht aus dem Organismus emporstieg, sondern ihm aufgedrängt ward durch ein Bild, gegen das sich das eigene System behauptet. Daraus mag sich auch die gelegentlich lautgewordene Täuschung erklären, man nähme fremde Gefühle nicht anders wahr als Formen, Farben oder Gerüche. Wer nämlich z. B. mürrisch und neidisch abseits steht, während er andere voller Begeisterung sieht, der merkt freilich nichts mehr davon, daß im Bruchteil einer Sekunde ein schwaches Wellenschlagen der Mitbegeisterung auch ihn erfaßte, weil sich sofort aus seinem Eigenzustande überwältigend dagegen erhob der es ablehnende Neid. Wie Gefühle überhaupt nur

entstehen durch ein Pendeln der Lebensbewegung zwischen Ich und Nichtich, so insbesondere die höheren Mitgefühle durch ein solches zwischen Ich und Fremdich. Das kann jedoch hier nicht näher erörtert werden, nur eines Punktes sei noch Erwähnung getan.

Unsere ganze Darlegung läßt erkennen, daß die Wahrnehmung des Ausdrucks nichts zu tun hat mit sogenannter »Assoziation« (ein Irrtum, der seit Lipps als endgültig widerlegt gelten darf). Wie es nun aber eine relative Verselbständigung der Ausdruckserscheinungen gibt, so erst recht eine solche ihres Wahrnehmens. Nachdem wir schon in frühester Jugend der Freude, des Zornes, des Kummers anderer durch tausendfältiges Miterleben innewurden, kommen wir in der Folge schließlich auch ohne das aus und können sie wahrnehmen auf Grund bloßer »Assoziation« des gegenwärtigen mit dem ehemaligen Eindruck, richtiger gewohnheitsmäßig urteilen, daß einer bekümmert, vergnügt, gehässig usw. sei. Selbstverständlich aber nähme man solcherart von fremden Zuständen nur mehr gewisse (sprachlich bezeichnete) Kategorien wahr, niemals dagegen ihre persönlichen Abschattungen. Und in der Tat ist die Gabe des Verständnisses für fremdes Seelenleben individuell äußerst verschieden, schwächer bei Männern als bei Frauen und unter sonst gleichen Umständen am schwächsten bei »denkenden Männern«, weshalb z. B. manche Psychologen für sich selbst recht haben mögen mit der Annahme, daß es eines Miterlebens überhaupt nicht bedürfe, indem alles schon das bloße Urteil leiste. Es leistet aber dann auch nur wenig und kann zu so verkehrten Schlüssen führen, wie daß es gleich Akten des Wollens und Erkennens auch »Akte des Gefühles« gäbe! — Mit der Schranke des Miterlebens hängt es ferner zusammen, daß wir bei weitem nicht alle Expressionen der Tiere, ja nicht einmal primitiver Völker sofort verstehen, sondern ihre Bedeutung erst erlernen müssen.

Ganz fehlgreifend endlich ist der Einwand, die Theorie des Miterlebens führe zu der absurden Folgerung, daß man im Fremdich immer nur das eigene Selbst erfasse. Darüber wie zur Lehre vom Gefühl überhaupt vergleiche man das zweite und sechste Kapitel unserer »Prinzipien der Charakterologie«.

[4] Die mancherlei wertvollen Aufschlüsse, die wir darüber Lipps verdanken, werden in ihren Ergebnissen leider beeinträchtigt durch gewisse fehlerhafte Grundannahmen, deren vielleicht unerfreulichste die Theorie der sogenannten »Einfühlung« ist, wonach wir aus uns in den Ausdruck seinen seelischen Gehalt erst hineintrügen, während er doch tatsächlich darin liegt, nur aber freilich in uns auch anklingen muß, wenn wir ihn wahrnehmen sollen. Mit ihrer Tendenz, den Ausdruckszug der Erscheinungswelt zu entwirklichen und auf die Stufe eines »ästhetischen« Scheines herabzudrücken, trägt allerdings diese Ansicht einem Mißverstehen Rechnung, das man getrost ein solches der vorigen Generation nennen darf: wir meinen jenem »Naturalismus«, dem im Grunde die Welt aus Atomen und Kräften besteht, hinzugerechnet ein in den Menschen und allenfalls noch die höheren Tiere von wer weiß woherab geschneites Seelenleben. Mit Bezug auf das Ausdrucksproblem dürften wir seinem Untergedanken etwa

die Worte leihen: die Säule »strebt« für unseren Eindruck empor, das Gebälk »lastet« auf ihr, die Wolken »jagen« am Himmel hin; aber Säule und Gebälk sind Stein, die Wolke Wasserdampf, beide also Materie und tot — wie könnten sie zu lasten, zu jagen, zu streben scheinen, wenn nicht wir sie beseelten!

Es ist auch heute noch nicht unzeitgemäß, darauf einiges zu erwidern. Erstens nun sind Stein und Wolke tote Materie nur, sofern wir sie vergleichen mit dem organisch Lebendigen, was aber davon abgesehen in sich, das wissen wir nicht! Zweitens haben wir vom Stein gerade sein Steinsein, von der Wolke gerade ihr Wolkesein außer acht gelassen und an jenem nur die Form, von dieser allein die Bewegung ins Auge gefaßt, wenn sie uns zu streben, zu tragen oder zu jagen scheinen. Die Formen und Bewegungen aber drücken dies alles wirklich aus. Drittens endlich: übertragen wir das Ergebnis unseres Abstrahierens auf den Stein und die Wolke selber, dann allerdings treiben wir »Anthropomorphismus« nicht so sehr um deswillen, was wir hineinlegten, als vielmehr um deswillen, was wir nicht herausholten. Je mehr wir uns allein auf Gestalten und Bewegungen beschränken, um so mehr bleiben wir in jener »allzumenschlichen« Oberschicht, deren allerverdünntesten Auszug uns mit ihren »Anziehungs«- und »Abstoßungskräften« die Mechanik bietet; je mehr wir uns umgekehrt in die Totalität der Erscheinung vertiefen, umsomehr erhält auch das »Wandern« der Wolke, »Ragen« des Gebirges, »Treiben« des Stromes jeweils einen unvergleichlichen Stimmungston, der es von allem menschlichen Wandern, Ragen und Treiben völlig abscheidet.

[5] Vgl. unsere »Prinzipien der Charakterologie«, zweites Kapitel, ferner die »Probleme der Graphologie«, drittes Kapitel des vierten Abschnittes, endlich Graph. Monatshefte 1905, S. 53—62.

[6] Dieses und die folgenden Zitate sind dem Kapitel über »Das Grundgesetz des Ausdrucks« in unserer Graphologie entnommen.

[7] Tatsächlich vertritt diese Meinung Münsterberg und glaubt durch gewisse Versuche gezeigt zu haben, daß durch lustbetonte Stimmungen von jeder Bewegung ihre Fugalität, durch unlustbetonte ihre Petalität gesteigert werde. Wir können nicht hier begründen, warum wir seine Versuche für nicht beweisend halten, und erwähnen nur das graphologische Faktum, daß es unter den Schreibern mit ausgesprochen steigender Zeile eine umfangreiche Gruppe gibt, bei welcher der Schluß auf durchweg gehobene Stimmung völlig fehlginge. Vielmehr mag der Schrifturheber sogar von lebhafter Unzufriedenheit erfüllt gewesen sein, gesetzt nur, daß er zu jenen gehöre, für die ihr Unbehagen den Ansporn bildet zu ebenso lebhaftem Vorwärtsstreben. Einen typischen Fall dieser Art zeigt Fig. 1. Man vermutet hiernach schon, wie sich an Münsterbergs Versuchen das daran wirklich Zutreffende erklären dürfte: nicht die »Lust« bewirkt die »Streckung«, sondern der mit gehobenen Stimmungen meist einhergehende expansive Tätigkeitsdrang und umgekehrt.

[8] Selbst wenn man versuchte, den Stimmungston auf innere Bewegungen »zurückzuführen«, bliebe der Unterschied der Phänomene bestehen; denn

»Liebe«, »Haß«, »Bewunderung« nennen nicht innere Bewegungen, sondern eigenartige Gefühlsqualitäten, so sehr auch mit deren jeder eine zugehörige Impulsform Hand in Hand geht. Wir halten übrigens den Versuch für aussichtslos, gesetzt auch, er würde weniger unglücklich ausgeführt als in den Theorien von JAMES und LANGE, welche das Bewegungserlebnis mit seiner gegenständlichen Darstellung verwechseln.

9 Den entsinnlichenden Charakter des Urteils entdeckten auf ihre Weise die Eleaten mit ihrem bis heute nicht angetasteten, geschweige widerlegten, weil tatsächlich unwiderlegbaren, Beweise von der Unbegreiflichkeit der Bewegung, den sie freilich in der typischen Philosophenabsicht gaben, um die Scheinhaftigkeit der Sinnenwelt darzutun. Richtig hätte ihr Gedankengang weitergehen sollen: was an der Bewegung undenkbar ist, die raumzeitliche Kontinuität, das ist es genau so an sämtlichen Sinneseindrücken: die Welt der »Phainomena« kann nicht gedacht werden. Nur aber auf Vorgedachtes, fügen wir hinzu, nicht auf Undenkbares beziehen sich Willensakte.

10 Darum redet wiederum folgerichtig die Sprache von »Willkür« (küren = wählen), dagegen nicht etwa von »Gefühlskür«.

11 Erst recht und in einem noch eingeschränkteren Sinne nur auf Erscheinendes statt wie der Wille auf Gegenständliches ist gleich dem Affekt das Gefühl bezogen und durchaus nur durch »Bilder« lassen sich seine Qualitäten erläutern. Darin liegt es begründet, daß es im Gegensatz zum Willen nicht zwar den Stoff — denn es bleibt ewig vom Bilde geschieden — wohl jedoch die Freiheit hat, zu träumen und zu »dichten«. Nicht aber handelt es sich dabei, wie eine neuerdings Mode gewordene Spielart rationalistischer Lebensdeutung annimmt, um »Verdrängungen« und »Ersatzvorstellungen« (gleichgültig ob es dergleichen gibt oder nicht). Vielmehr sind Bilder und bildliche Ähnlichkeiten die gemeinte Wirklichkeit alles Fühlens, und nur wer sie vom Standpunkte gegenständlich gebundenen Denkens und Wollens beurteilt, kann sie als bloße Gleichnisse mißverstehen. Näheres dazu in unserer Charakterkunde.

12 Wir müssen es uns versagen, anhangsweise auf den heute so lebhaften Streit der Meinungen in der philosophischen Biologie einzugehen und zumal dem so viel genannten BERGSON näherzutreten, umsomehr als wir seine mancherlei verdienstvollen Anregungen durch grundwesentliche Irrtümer für mehr als aufgewogen halten. Zum Problem des Lebens leihen wir hier nur der Überzeugung Ausdruck, es sei eine bloße Frage der Zeit, daß die Menschheit von einem falschen »Monismus« genesen und die metaphysische Dualität nicht etwa von Geist und Körper — die so wenig eine ist wie die von Subjekt und Objekt! — wohl aber von Geist und Leben erkennen werde. Eine Anwendung davon auf die Psychologie, wo sie zur Dualität von Geist und Seele wird, boten wir mit unserer Charakterkunde. Erst aber, wenn einmal der monistische Lärm verklungen sein wird, mag es geschehen, daß man alsdann auch einiger vorschauenden Geister der Gegenwart sich erinnere, deren Stimme heute noch unvernehmlich bleibt. Von solchen führen wir an MELCHIOR PALÁGYI, dessen »Naturphilosophische

Vorlesungen über die Grundprobleme des Bewußtseins und des Lebens« trotz des stilistischen Mangels der Überladenheit mit ermüdender Polemik zum Gewichtigsten gehören, was wir in der Beziehung im zeitgenössischen Schrifttum kennen.

[13] Weshalb z. B. manche Forscher das Sichtotstellen gewisser Tiere im Augenblick der Gefahr nur als lähmende Schreckwirkung glaubten verstehen zu können.

[14] Probleme der Graphologie S. 189—232.

[15] Ruhig wirken die Schriftzüge beherrschter Naturen nur dann, wenn die Beherrschung sich auch nach innen, sich auf die Impulse erstreckt, wohingegen die nur äußerlich, in ihrem Benehmen, Gefaßten stets die Handschrift der Affektiven schreiben.

[16] Archiv für gerichtliche Schriftuntersuchungen, Bd. I, Heft 3, S. 310 ff.

[17] Wer diese Betrachtungsweise mit der Natur selbst verwechselt, wie es z. B. SCHOPENHAUER tut, für den hat es freilich keine Schwierigkeit mehr, überall in der Natur den »Willen« zu finden.

[18] Diese Probe von Bismarcks Handschrift ist der kleinen Schrift von BUSSE: »Bismarcks Charakter« entnommen.

[19] Der gelehrteste lautet: alle jene Kategorien, auf die wir angewiesen (wie Leidenschaftlichkeit, Mut, Furchtsamkeit usw.), hätten als nur volkstümliche gar keinen genau anzugebenden Sinn. Wie falsch dieser Einwand, mag folgendes Beispiel zeigen. Wer über eine ihm noch unbekannte Persönlichkeit von urteilsfähiger Seite erführe, sie sei falsch, taktlos und habsüchtig, würde sich auf Grund allein solcher Mitteilung ohne Not weder zu einer gemeinsamen Reise noch etwa Geschäftsunternehmung mit ihr entschließen, wohingegen er beidem mit Vergnügen entgegensähe, wenn er gehört hätte von ihrer Güte, Treue und Wahrheitsliebe. Einige wenige Angaben dieser Art genügen also, um bisweilen ausschlaggebend unser Handeln zu bestimmen, wie wäre das möglich, wenn wir nicht recht genau um ihre Bedeutung wüßten! Ein anderes freilich ist dieses praktische Wissen, ein anderes die diskursive Begriffsbestimmung. Daß es an ihr meist wirklich fehlt, ist freilich ein Einwurf, aber nicht gegen die Möglichkeit der Physiognomik, sondern gegen die herrschende Psychologie. Diese wohl empfindlichste Lücke der schulmäßigen Forschung auszufüllen, versuchen unsere »Prinzipien der Charakterologie«.

[20] Die Probleme der Graphologie S. 154—165. Prinzipien der Charakterologie S. 51—58. Politisch-anthropologische Revue. Juni 1913.

[21] Daraus erklärt es sich u. a., daß die bäuerlichen Barockkirchen meist viel erfreulicher und überzeugender wirken als die großen Kathedralen in den Städten und daß das Rokoko, indem es auch die Dimensionen verzierlichte, einen Grad von Vollkommenheit erreichte, der dem Barock im allgemeinen versagt blieb.

[22] Da man eine mehr oder minder rhythmische Verteilung der Schriftmassen und der Hintergrundsausschnitte in allen hochstufigen Handschriften antrifft, könnte man im Rhythmus ein festes »Zeichen« der Niveauhöhe erblicken wollen. Allein einmal umschreibt er sie nicht, zum anderen kann auch er nur erlebt, nie-

mals im Sinne einer dinglichen Tatsache definiert werden! Er ist nämlich nicht etwa gleichgeteilte Wiederkehr des Gleichen, sondern nur nahezu gleiche eines eigenartig Ähnlichen.

23 Dies ist die einzige Handschrift, die nicht in Originalgröße, sondern nur in halber wiedergegeben wurde, was im allgemeinen durchaus zu verwerfen ist. Im vorliegenden Falle hat das Gewicht aller Merkmale dadurch einen geringfügigen Zuwachs erhalten, sonst blieb alles unverändert.

24 Was von Personen, das gilt auch von Zeitaltern. Noch niemals war die Schreibbegabung geringer als in unserem vielschreibenden und darum nie zuvor, solange eine Schrift existiert, ein gleicher Tiefstand des graphischen Durchschnittsniveaus anzutreffen. Und zwar hat sich der rapide Verfall wesentlich erst in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts und ziemlich genau parallel mit der Rezeption der Stahlfeder vollzogen. Darum nicht weniger ginge man mit der vielfach gehegten Annahme fehl, dieses freilich »unnatürlichste« aller je dagewesenen Schreibwerkzeuge habe ihn hervorgebracht oder gleichsam »verschuldet«, da es denn vielmehr umgekehrt erst auf Grund eines entarteten Ausdrucksinstinkts konnte erfunden werden. Es gibt nichts so Widernatürliches, das nicht schon dem Wesen ganzer Epochen und Rassen entsprochen hätte. Widernatürlich sind die verkrüppelten Füße der Chinesinnen, widernatürlich ist der Schnürleib, widernatürlich im höchsten Grade war die Krinoline und dennoch entsprechen sie ein jedes aufs genaueste dem Wesen der Kultur, welche sie schuf. Ebenso tut es das Ideal der »gestochenen« Schrift, das nur mittelst Stahlfeder zu verwirklichen ist, dem Wesen der Bourgeoisie, und wenn man heute gegen das Marterinstrument mit wachsendem Erfolg zu Felde zieht, so weist das hin auf Wandlungen im Zeitcharakter, mit denen die Voraussetzung für das graphische Leitbild der Stahlfedertechnik zu schwinden anfängt.

25 Nicht ohne Interesse wäre es, zu untersuchen, seit wann überhaupt im allgemeinen Sprachgebrauch ein sog. »Innere« zum »Äußeren« in Gegensatz getreten. Hand in Hand damit geht zweifellos die Bevorzugung des »guten Willens« und schlechtweg des »Charakters« vor der Erscheinung des Menschen, seiner Schönheit und Leibesgewandtheit, und der Verlust des antiken Begriffs der »Kallokagathie«. Auch die Entwicklung des »Gemütes« hat unter dem Druck der Ausdruckshemmung einen Schub und der Begriff der »Tiefe« einen Zuwachs an Gewicht erhalten.

26 Wollte man die unterschiedliche Fähigkeit zur Erlangung von Fertigkeiten gleichfalls Begabung nennen, so wäre zwischen höherer und niederer zu unterscheiden oder mit Festhaltung eines heute etwas überlebten Sprachgebrauchs zwischen »Talent« und »Genie«, und wir hätten es hier ausschließlich mit den Formen der Genialität zu tun. Wir ziehen es jedoch vor, für diese Begabung, für das ihr zur Seite gestellte »Talent« aber Gelehrigkeit zu sagen und dergestalt schon durch die Wahl der Worte erkennen zu lassen, es handle sich nicht um eine Verschiedenheit der Stufen, sondern um eine sich ausschließende Gegensätzlichkeit.

[27] Zur Frage, wie weit es der gelehrigen Aneignung des Traditionellen doch auch zur Entfaltung einer Begabung bedürfe, wollen wir nur bemerken, daß erfahrungsgemäß gemeinhin schon eine mittlere Fertigkeit hinreicht, um eine große Begabung zu realisieren, und daß über einen etwa hinderlichen Fertigkeitsmangel Fleiß und Übung hinwegzuhelfen pflege, abgesehen wiederum von einer gewissen Gruppe der Ausdrucksunfähigen, deren Begabungsmöglichkeiten bisweilen an völliger Ungelehrigkeit scheitern.

[28] Griechische Kulturgeschichte, Bd. I, S. 77.

[29] Zu unterscheiden ist die Entstehung der Formen von der des Gebrauchs der Schrift, und nur von diesem sprechen wir. Die ursprünglichen Formen selbst sind als magische und symbolische Zeichen längst vorhanden gewesen, ehe sie in den Dienst schriftlicher Verständigung gestellt wurden.

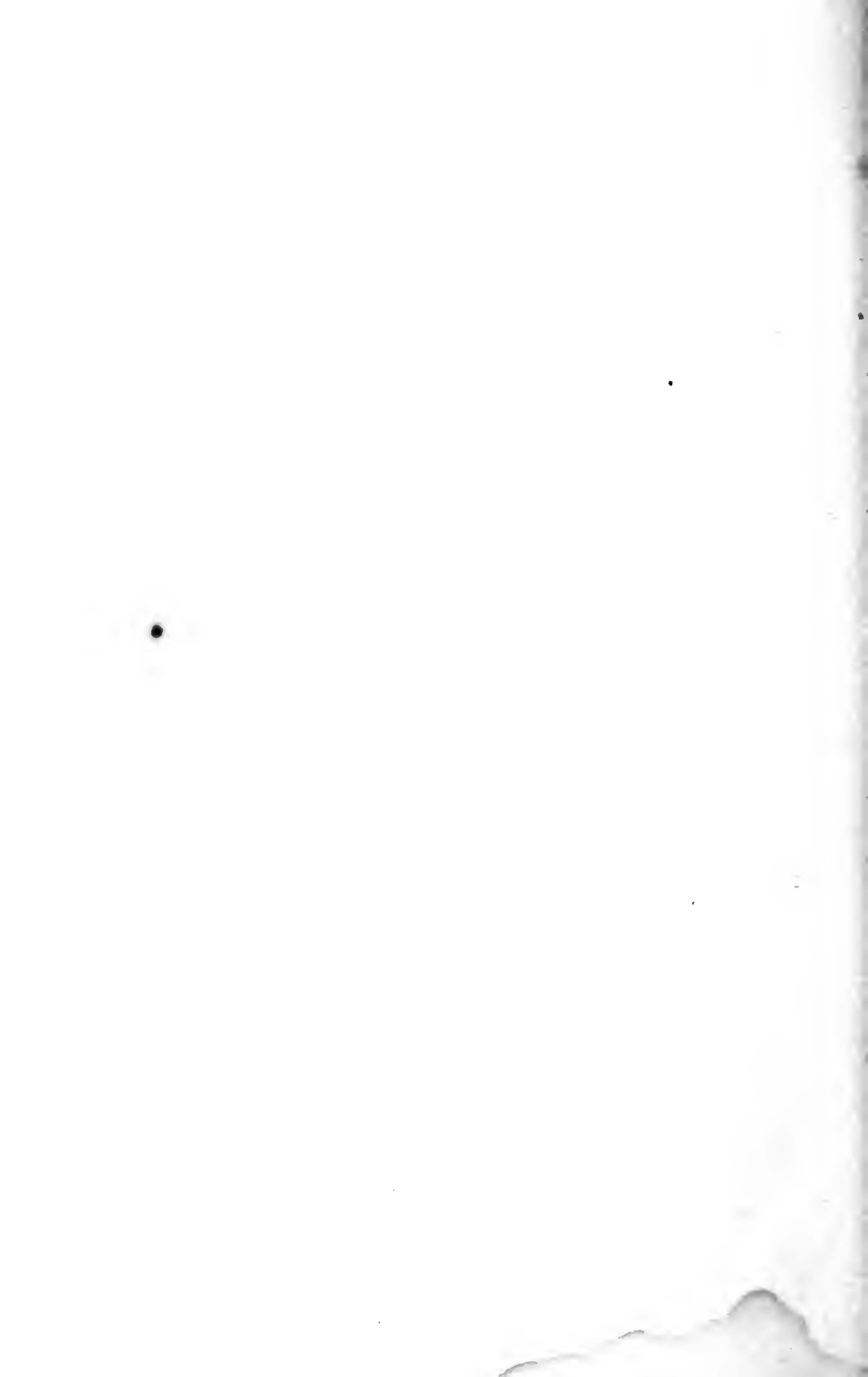
[30] Daß es für den »Gebildeten« als wiederum den »Denker« oder spezifischen »Kopfarbeiter« wesentlich ist, bestimmende Eindrücke durch Lektüre zu empfangen und sich zu objektivieren im geschriebenen Wort, darüber lassen zahlreiche Tatsachen keinen Zweifel. Es könnte jemand zwar die verschiedensten Gaben, nur gerade nicht seine »Bildung« beweisen wollen, indem er male, Musik mache dichte, modelliere oder kunstreite, etwas erfinde, Gipfel besteige, wohl aber indem er z. B. versuchte, darüber ein Buch zu verfassen. Wir erinnern ferner an das Wort »Buch«, das ja von »Buchstabe« herkommt, an den Doppelbegriff von »Schrift«, welches einmal die Typen, zum anderen die Abfassung selbst bedeutet, endlich an »Schriftsteller«, das zwar von vornherein den Abfasser, nicht den Setzer meint, offenbar jedoch von der Voraussetzung ausgeht, daß er die »Schrift« auch selbsttätig schreibe. Gemäß ihrer rhetorischen Akzentuierung war übrigens die antike »Schriftstellerei« in viel höherem Grade für das Ohr berechnet als unsere heutige; doch wird es mit der Zeit, obschon nicht im gleichen Sinne, einen Einfluß auf den Stil der Autoren gewinnen, wenn die Gewohnheit, in die Schreibmaschine zu diktieren, mehr und mehr Herr werden sollte.

[31] Vgl. hierzu unseren Aufsatz über »Begriff und Tatbestand der Handschrift« in der »Zeitschrift für Psychologie« Bd. 63.

[32] Als »feste Dispositionen« erscheinen Gaben und Fähigkeiten, sofern sie den zugehörigen Leistungen eine persönliche Grenze setzen, wohingegen es sich von selbst versteht, daß ihre volle Verwirklichung von Fall zu Fall sowie periodisch weitgehenden Schwankungen unterliegt.

[33] So wären nicht nur die Handschriften der verschiedenen Berufsarten, Zeitalter und Völkerschaften auf Grund umfangreicher Sammlungen zu vergleichen, sondern es müßte auch sonst versucht werden, die Unterschiede in Ausdruck und Lebenshaltung für diese Gruppen festzustellen. Das verschwindend Wenige, was wir bisher darüber wissen, hat der Zufall zusammengetragen.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.



Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

